ABC Nachrichten

ABC ARBEITSKREIS BEKENNENDER CHRISTEN IN BAYERN

2013.1

- Bericht von der Herbstsynode in Hof Seite 4
- Wie geht es weiter mit den „Perspektiven und Schwerpunkten“ der ELKB? Seite 6
- Zur Problematik der „Handreichung für christlich-muslimische Trauungen“ Seite 10
- Schwerpunkt Christustag 2012 Seite 15
- Jesus – das Licht der Welt Seite 17
- Jeder nach seiner Facon – oder Christus allein? Seite 20
- Erklärung zum Christustag Seite 23
- Wer uns wirklich hilft – Christus allein Seite 24
- Sie sahen niemand – als Jesus allein Seite 29
- In keinem anderen ist das Heil Seite 34
- Aus den Gemeinschaften: Marsch für das Leben / CVJM-Leitungskongress / GGE-Deutschlandtagung / Pfarrerinnen- und Pfarrergebetsbund / Termine Seite 37
- ABC-Freundeskreis / Adressänderungen Seite 43
- Geistliches Wort / Impressum Seite 44

Liebe Leser!

„Gibt es Rollen und Filmstoffe, die Sie ablehnen würden?“ So wurde neulich der bekannte Schauspieler Til Schweiger gefragt. Seine Antwort: „Sicher. Ich will mich nicht in der Rolle eines Pädophilen, Vergewaltigers oder Nazis sehen. Ich spiele aus Prinzip keinen Nazi...“ Aha, dachte ich mir: Hier ist ein Mensch mit Prinzipien. Das trifft man heute nicht mehr häufig an. Oder reden wir nur so selten über unsere Prinzipien? Für viele hat es einen schlechten Klang. Wir fürchten „Prinzipienreiterei“. In diesem Sinn findet sich in unserem Gesangbuch ein Zitat von Albert Camus: „Seine Grundsätze soll man für die wenigen Augenblicke in seinem Leben aufsparen, in denen es auf Grundsätze ankommt, für das meiste genügt ein wenig Barmherzigkeit.“ Schließen sich Handeln nach Grundsätzen und Handeln nach Barmherzigkeit aus?

Prinzipien und Grundsätze kommen aus inneren Überzeugungen. Überzeugungen entstehen aus Erkenntnissen und Erfahrungen, Glaubenserkenntnisse und Glaubenserfahrungen eingeschlossen. Das ist doch zunächst einmal positiv zu sehen. Ich begegne lieber einem Menschen mit Überzeugungen als jemandem, der nicht weiß, wo er steht, was er will oder was er glaubt. Überdies: Handelt nicht letztlich jeder nach Überzeugungen und Grundsätzen? Selbst wer sein Fähnchen in den Wind hängt und sich an Mehrheitsmeinungen anpasst, handelt nach einem Prinzip: Er hält es für gut und richtig, sich dem jeweiligen Trend anzuschließen.

Keine Frage, dass unsere komplizierte Welt uns ständig neue, darunter schwere Entscheidungen abverlangt. Gerade dabei erweist es sich als hilfreich, „Prinzipien“ zu haben. Wer keinen Standpunkt hat, wird schnell zum Erfüller der Wünsche seiner Mitmenschen und steht in der Gefahr, widersprüchlich zu handeln und dadurch mit der Integrität seines Gewissens und vielleicht auch seiner seelischen Gesundheit ernste Schwierigkeiten zu bekommen. Freilich: Wer an Prinzipien festhält, ohne sie im reellen Leben und im Gespräch zu bewähren, wird nicht besser zurechtkommen.

In jüngster Zeit habe ich mich Folgendes gefragt: Welche Prinzipien haben wir als Christen im Blick auf Gespräche mit Muslimen? Welche Grundsätze leiten uns als Kirche in der Begegnung mit dem Islam? Das sind zwar zwei verschiedene Fragen, aber sie hängen doch miteinander zusammen. Unsere religionstheologischen Standpunkte haben sich in den konkreten Begegnungen mit muslimischen Mitbürgern zu bewähren; sonst wären sie abstrakte Theorie und hätten keinerlei praktische Bedeutung.

Nun konnten sich Vertreter des Landeskirchenrates und Vertreter des ABC bei ihrer jüngsten Begegnung auf den gemeinsamen religionstheologischen Standpunkt verständigen: „Christen und Muslime glauben nicht an denselben Gott." Das ist auch angemessen und gut begründbar: Beim Christentum und beim Islam wie auch beim Judentum handelt es sich um verschiedene Religionen. Zunächst sind die nicht vereinbaren Gottesverständnisse dieser drei Religionen, die auf ihren jeweiligen heiligen Schriften gründen, nebeneinander stehen zu lassen und zu respektieren und nicht einem höheren Gottesbegriff unterzuordnen, der aus dem größten gemeinsamen Nenner gebildet wird oder eine unabhängige abstrakte Gottesidee darstellt. Deshalb sollte auch der Begriff „Ökumene", der die christlichen Konfessionen bezeichnet, nicht auf die monotheistischen Religionen ausgedehnt werden. Das trägt nur zur Entwertung des Begriffs und zur allgemeinen Verwirrung bei.

Doch was folgt aus diesen „Prinzipien" für die konkreten Begegnungen? In seinem Buch „Position beziehen" widmet Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm ein Kapitel dem Thema „interreligiöser Dialog". Darin plädiert er sehr für die Wertschätzung im Umgang mit anderen Menschen, also auch mit den Angehörigen anderer Religionen. Dagegen ist überhaupt nichts zu sagen, im Gegenteil: Es ist richtig und wichtig, dies zu betonen. Weiter: „Mit der Wertschätzung anderer Menschen verbindet sich aber zugleich das Bemühen, sich in die religiösen Empfindungen einzufühlen, die ihnen existentiell wichtig sind. Wertschätzung heißt auch, sich berühren lassen von ihrem innigen Gebet." Auch dagegen ist nichts zu sagen, selbst wenn diese Sätze recht emotional formuliert sind: Man muss nicht berührt sein, um Wertschätzung zu üben. Doch inhaltlich lassen sich diese Sätze durchaus auf eine Linie mit Paulus bringen, der auf der Ebene der konkreten Begegnung – nicht auf der Ebene von Lehraussagen! – sogar angesichts der griechischen Vielgötterei sagen konnte: „Ihr Männer von Athen, ich sehe, dass ihr die Götter in allen Stücken sehr verehrt" (Apostelgeschichte 17,22). Freilich war dies eine anknüpfende Äußerung unter dem Vorzeichen seiner Sendung gerade auch zu den Griechen, die er für die Wahrheit des Evangeliums gewinnen wollte.

Dieses Vorzeichen, diese prinzipielle Richtung vermisse ich in den Ausführungen unseres Landesbischofs. Ich kann ihm in vielem zustimmen, möchte aber am Ende doch gerne wissen, wie er den interreligiösen Dialog und das „ausstrahlend" gelebte Glaubenszeugnis ins Verhältnis setzt mit dem Sendungsauftrag, den die Kirche hat. Die Kirche selbst hat keinen Absolutheitsanspruch, aber sie kennt den und ist Eigentum dessen, der die „Wahrheit" in Person ist. Und dieser eine, den Gott für alle Menschen zum Heil gesandt hat, hat seine Sendung übertragen auf alle, die ihm nachfolgen, auf seine Kirche.

Daher ist es mir theologisch zu unprofiliert, wenn Bedford-Strohm schreibt: „Zukunft hat nur ein Umgang mit anderen Religionen, der von den Stärken der jeweils anderen Religionen ausgeht und diese Stärken durch einen wertschätzenden Umgang fördert." Wertschätzung in der Begegnung mit den Menschen: Ja! Aber im Dialog der Religionen und im Zeugnisgeben vom Glauben kann es letztlich nicht nur um „Stärken" (in welcher Hinsicht eigentlich?) gehen; vielmehr muss es auch um die Wahrheitsfrage gehen.

Noch etwas scheint mir aus oben genanntem religionstheologischen Grundsatz zu folgen: die Unterscheidung von Dialog und religiöser Praxis. Wenn man davon ausgeht, dass Muslime und Christen nicht denselben Gott anbeten, ist jede Form einer interreligiösen Feier ausgeschlossen. Sie wäre ein Verstoß gegen das Erste Gebot oder würde suggerieren, dass man irgendwie doch denselben Gott anrufe. Das neuerdings häufiger praktizierte multireligiöse Beten schwirrt eigenartig auf der Grenze zwischen Dialog und religiöser Praxis. Was soll es sein: Dialog? Wertschätzende Wahrnehmung des anderen? Dann darf es um der Klarheit willen nicht in einem gottesdienstlichen Rahmen geschehen! Dann ist es auch höchst problematisch, wenn es für gesellschaftliche Anliegen „verzweckt" geschieht, etwa als gemeinsamer Akzent der Religionen gegen Rechtsradikalismus oder in großer Öffentlichkeit auf der Landesgartenschau. Es ist gar nicht zu vermeiden, dass Beobachter in diesen Fällen den Eindruck bekommen, hier bete man zu einem und demselben Gott.

Kürzlich besuchte ich im Rahmen des Lehrplanthemas mit den evangelischen Schülern meiner 7. Klasse die örtliche Moschee. Im Rahmen der Erklärungen durch den Imam und einen Ditib-Vorstand bat ich den Imam, uns nicht nur zu beschreiben, wie die Männer im Gebetsraum beten, sondern es uns einmal „vorzuführen". Dies war erkennbar für jeden auf der Ebene des Dialogs. Auf dieser Ebene des Erklärens soll auch die Begegnung mit 60 Muslimen und Musliminnen im Advent 2011 im Landeskirchenamt stattgefunden haben. Dann ist es aber verwirrend, wenn Bedford-Strohm in seinem Buch (wieder) schreibt, er habe „mit ihnen" Advent gefeiert. Wie sollen denn Muslime die Erwartung des Kommens des göttlichen Erlösers Jesus Christus mitfeiern? Klarer wäre die Formulierung „vor ihnen" oder „in ihrem Beisein"!

Zum Schluss: Es wäre hilfreich für die Gemeindeglieder, wenn sie neben der Aufforderung, wertschätzend mit Muslimen umzugehen, auch ermutigt und angeleitet würden, mit Muslimen über den Glauben ins Gespräch zu kommen und dabei fröhlich zu bezeugen, dass in Christus alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis verborgen liegen (Kolosser 2,3). Dies würde ich auch sehr gerne in Äußerungen der Kirchenleitung zum Thema lesen.

Mit herzlichen Grüßen, Ihr

Pfarrer Till Roth
1. Vorsitzender des ABC

Synodenkultur, Finanzen, Tansania – und sehr viel Politik

Persönliche Eindrücke von der Herbsttagung der bayerischen Landessynode in Hof vom 25. - 29. November 2012

Von Martin Pflaumer und
Hans-Joachim Vieweger

Geistlich Synode leiten

Im Vorfeld der Synodentagung sorgte eine Pressemitteilung des ABC für Diskussionen. Wir hatten uns darin – vor dem Hintergrund einiger Vorgänge bei der Frühjahrssynode – für eine neue Synodenkultur ausgesprochen: Leitung in der Kirche müsse grundsätzlich als geistliche Leitung verstanden und praktiziert werden. (siehe auch der Beitrag „Impulse zu einer neuen Kultur und Theologie der Synode in den ABC-Nachrichten 2012.2). Die Präsidentin der Synode, Dr. Dorothea Deneke-Stoll, wies die Forderung in einem Beitrag in den Sonntagsblättern zurück. Zur Begründung verwies sie einerseits auf die bestehenden geistlichen Elemente der Synode wie Gottesdienste, Bibelarbeiten und Andachten (die von uns freilich gar nicht problematisiert worden waren). Andererseits fragte sie: „Soll die Landessynode vor wichtigen Entscheidungen beten?“. In einem epd-Interview verdeutlichte die Präsidentin ihre Haltung: „Mir widerstrebt es, Gebete als ein Instrument für Kirchenpolitik zu verwenden. Ich kann doch nicht um Erleuchtung bitten, wenn ich darüber nachdenke, ob homosexuelle Pfarrer im Pfarrhaus leben können.“ Mit dem ersten Punkt hat sie zweifellos Recht: Gebete dürfen nicht instrumentalisiert werden. Dennoch ist es Glaubenden geboten, sich in allen Belangen allezeit vertrauensvoll an ihren Herrn zu wenden. Das gilt umso mehr, wenn aktuelle Herausforderungen auf der kirchenleitenden Tagesordnung theologisch schwerwiegend sind und bleibende Unklarheit die Kirche in die Zerreißprobe führt – etwa beim Thema Homosexualität. Nach reformatorischem Verständnis dürfen inhaltliche Fragen nicht unabhängig vom geistlichen Geschehen gesehen werden. Manchmal muss vielleicht auch eine Debatte durch eine Andacht unterbrochen werden. Ein Gedanke, der übrigens auch bei der Synodenpräsidentin auftaucht: „Wenn es in einer Debatte heiß hergeht, dann sind Momente der Stille angebracht.“ Hoffentlich auch Momente im Hören auf Gottes Wort.

Finanzen

Mit wenigen Gegenstimmen hat die Synode den Haushalt für das Jahr 2013 verabschiedet, der ein Volumen von rund 775 Millionen Euro hat. Der Haushalt weist zwar ein Minus von knapp vier Millionen Euro auf, allerdings wurde deutlich, dass sich an verschiedenen Stellen Puffer befinden. So steigt der geplante Aufwand für die Personalausgaben deutlich, unter anderem deshalb, weil die ausgewiesenen Stellen zu 100 Prozent mit Geldmitteln unterlegt sind. Nun sind aber nie alle Stellen besetzt – was zur spannenden Frage führte, wer denn über die Gelder entscheidet, die aus „ungeplanten Minderausgaben“ zu erwarten sind: Die jeweiligen Abteilungen im Landeskirchenamt oder die Synode? Dazu soll es einen klärenden Bericht bei der Frühjahrssynode geben.

Außerdem wurde bei den Haushaltsberatungen die Frage nach der finanziellen Ausstattung der Kirchengemeinden gestellt. Einerseits ist anzuerkennen, dass die Gemeinden in den vergangenen Jahren mit Investitionsmitteln (z.B. bei der Pfarrhaussanierung) unterstützt wurden, worauf Oberkirchenrat Dr. Hans-Peter Hübner erneut hinwies. Andererseits klagen viele Gemeinden darüber, dass sie mit den Mitteln aus dem Innerkirchlichen Finanzausgleich, die in die jährlichen Haushalte fließen, immer weniger die Kostensteigerungen ausgleichen können. In diesem Sinn warb Dekan Schuster (Langenzenn bei Fürth) für eine Erhöhung des sog. „Punktwertes“. Darüber soll aber erst bei der nächsten Synode mit Blick auf den Haushalt 2014 beraten werden.

Politik

In der Frühjahrssynode hatte Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm geklagt, er werde in der Öffentlichkeit vor allem über seine politischen Aussagen wahrgenommen. Dass es auch diesmal so war, lag sicher nicht an den Medien, sondern an seinem Bericht, in dem er sich zentral der Umwelt- und Klimaarbeit widmete und erneut dazu aufrief, Wohlstand neu zu definieren. Auch die Schuldenkrise und die Asyldiskussion wurden thematisiert. Charakteristisch die Überschriften von zwei epd-Meldungen: „Landesbischof fordert langfristiges Konzept für Aufnahme von Flüchtlingen“ und „Landesbischof Bedford-Strohm fordert ökologisches Umdenken“.

Die Synode selbst sprach sich gegen Studiengebühren aus, fordert Konzepte gegen den Rechtsextremismus und ließ sich über umweltgerechtes Essen informieren. (Eine Pfarrerin schrieb uns im Vorfeld: „Man hat die Sexualethik liberalisiert, dafür kommt jetzt eine neue Umweltgesetzlichkeit.“)

Bei der Behandlung einer Eingabe zum Thema „Kriegssteuer-Verweigerung“ meldete sich der Landesbischof zu Wort und bat, das Anliegen der Antragsteller ernst zu nehmen – schließlich gebe es auch Gewissensschutz für Abtreibungsgegner. (Dass es zu diesem Thema ein Urteil des Bundesverfassungsgerichts, auf das Bedford-Strohm hinwies, gäbe, ist uns nicht bekannt.)

Sonstiges

■ Mit großer Mehrheit, zum Teil einstimmig, wurden die Gesetze verabschiedet, in denen die Beauftragung verschiedener Dienstgruppen zur öffentlichen Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung geregelt werden. Dazu gehören u.a. das Prädikantengesetz und das Predigergesetz. In Ausnahmefällen und unter bestimmten Bedingungen sind künftig auch Taufen durch Beauftragte möglich.

■ Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm und die Mitglieder der EKD- bzw. VELKD-Synode berichteten von Bestrebungen, das Verhältnis von EKD und VELKD neu zu ordnen. Dabei geht es auch um die Frage, ob die EKD die Confessio Augustana als Bekenntnisgrundlage akzeptieren könne bzw. wie sich die VELKD bzw. die ELKB zur Barmer Theologischen Erklärung stellten. Der Vizepräses der EKD, unser Konsynodaler Günther Beckstein, begrüßte die entsprechenden Überlegungen (das Bild der Protestanten in Deutschland werde von der EKD und nicht von der VELKD geprägt, so seine Begründung). Er rief aber dazu auf, die EKD neu zu gestalten: Man müsse mehr von Theologie und vom Glauben reden.

■ In seinem Grußwort griff der katholische Erzbischof Ludwig Schick die Debatte um das Reformationsjahr 2017 auf. Wir sollten nicht uns, sondern IHN feiern, so Schicks Mahnung. „Je mehr wir seinen Auftrag tun, desto mehr wird Er uns verbinden.“ Überraschung löste der Erzbischof aus mit seiner Leidenschaft für die Wiedereinführung des Buß- und Bettages als gesetzlichen Feiertag, den er als einen ökumenischen Tag verstanden wissen will.

■ Einen starken geistlichen Akzent setzten auch die Gäste der lutherischen Kirche in Tansania, mit denen das 50jährige Bestehen der Partnerschaft gefeiert wurde. Der leitende Bischof Dr. Alex Malasusa stellte sein Grußwort unter ein Bibelwort aus Psalm 78, in dem es in der Übersetzung aus dem Suaheli heißt: „dass die Generationen die ‚Gute Nachricht‘ erfahren“. Mit der Partnerschaft sei das missionarische Ziel verbunden, den Menschen über Generationen hinweg Gottes gute Botschaft von Liebe und Hoffnung weiterzugeben, wie das unter dem Begriff der ‚Missio Dei‘ zusammengefasst werde. (NB: Die Grußworte auf bayerischer Seite standen nicht unter einem Bibelwort.)

■ Die Dodoma-Erklärung, in der sich die Lutherische Kirche Tansanias deutlich von den Tendenzen absetzt, praktizierte Homosexualität als schöpfungsgemäß anzusehen (siehe die entsprechenden Beschlüsse in der EKD und der ELKB), wurde nur kurz angesprochen. Am Rande der Synode wurde aber klar, dass die Kirche in Tansania keine Mitarbeiter aus der bayerischen Landeskirche akzeptieren wird, die in diesem Punkt eine andere Position vertreten als sie. ■

„… er aber zog seine Straße fröhlich“

Von der Leichtigkeit kirchlichen Seins im Dilemma unbequemer Beschlüsse

Von Martin Pflaumer

Was lässt einen Kämmerer seine Straße „fröhlich ziehen“? Beim Kämmerer der Königin Kandake aus Äthiopien war es die Aneignung eines Neuerwerbs, einer Jesaja-Schriftrolle, sodann das Seelsorge-Lehrgespräch über diesem Gotteswort mit dem Diakon Philippus und die Taufe in einem Wasser am Straßenrand zwischen Jerusalem und Gaza.

Für den „Kämmerer“ der ELKB, der sich 1994 mit jenem Zitat aus der Apostelgeschichte am Ende seiner letzten Haushaltsrede in den Ruhestand verabschiedete, Oberkirchenrat Helmut Kamm, war es wohl auch die Freude über ausgeglichene Haushalte, Kirchensteuerzuwächse und das Verständnis, mit seinen Haushaltsaufstellungen über die Jahre „Theologie in Zahlen“ betrieben zu haben.

Nun haben wir im Oktober 2012 seinen Nachfolger Dr. Claus Meier feierlich in seinen Ruhestand verabschiedet. Ihm auf diesem Weg ein „herzliches Grüß Gott“: „Möge es auch Ihnen geschenkt sein, Ihren Weg fröhlich zu ziehen.“

2002, als erkennbar wurde, dass unserer Kirche in Folge verschiedener Entwicklungen (Steuerpolitik, Demographie etc.) erhebliche Einsparungen aufgezwungen würden, war die Frage nach den Kriterien für rechte Haushalterschaft grundsätzlich neu aufgeworfen. In der Haushaltsdebatte wandte ich mich deshalb folgendermaßen an Dr. Meier:

„Sie haben ein schwieriges Amt... Uns schwirrt der Kopf, und wir haben keine Ahnung, wie wir zu Recht kommen sollen und setzen an den Experten hohe Erwartungen... Aber ich darf Ihnen sagen, um einen Lehrtext der vorigen Woche aufzunehmen: *„Man fordert nicht mehr von den Haushaltern, als dass sie für treu befunden werden“*. Und in einem Punkt ... möchte ich Ihnen heute bestätigen, dass Sie außerordentlich treu waren in der Verrichtung Ihres Amtes über die Jahre, der Sie der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern in diesem Ressort dienen. Ich darf aus Ihren Haushaltsreden einige kleine Passagen exemplarisch zitieren (gekürzte Wiedergabe):

■ *1996 sagten Sie… „So lange keine Prioritätenfestlegung bzw. -überprüfung erfolgt ist, muss der in der Vergangenheit gemeinsam geschaffene Zustand weiter gelten. Voraussetzung für eine aktive Gestaltung des Haushalts ist eine gemeinsame Gewichtung der Aufgaben durch Festlegung von Prioritäten bzw. Nachrangigkeiten.“*

■ *1997: „Ich sage es deutlich: Aus meiner Sicht muss …. zu klaren, praktizierbaren Entscheidungen über Nachrangigkeiten und Vorrangigkeiten führen. Ansonsten … sehe ich keine aktive Gestaltungsmöglichkeit…“*

■ *1998 zitierten Sie den Planungsreferenten: „Prioritäten setzen müssen wir wegen unseres Auftrages um Gottes und der Menschen willen …“ und führten dann fort: „Ich teile auch die Auffassung, dass nicht die finanziellen Aspekte, sondern zuvorderst geistlich-inhaltliche Entscheidungen Ausschlag gebend sein müssen…“*

2000: „Ich habe mich in den letzten Jahren oft für eine Prioritätensetzung ausgesprochen, dafür, verbindlich festzulegen, was zukünftig vorrangig ist. Uns allen ist klar geworden, dass das aber nur geht, wenn wir gleichzeitig klären, was nachrangig sein soll…“

Diesen Zitaten schloss ich drei Fragen an, deren letzte lautete: „Nachdem kirchenleitende Organe verfassungsgemäß füreinander wechselseitig Verantwortung tragen, doch wohl auch persönlich Verantwortung tragen, erlaube ich mir die sehr persönliche Frage: Wie geht es Ihnen, wenn ein Jahr für Jahr beharrlich vorgetragener, dringender, zweifellos berechtigter und gedanklich doch wohl auch gut mitvollziehbarer Appell bisher verhallt ist, zumindest bis heute keine greifbaren Ergebnisse gebracht hat? Wie kommen Sie eigentlich damit am Arbeitsplatz Kirche zu Recht?“

In seiner Antwort auf allerlei Debattenbeiträge sagte Dr. Meier unter anderem: „... Sie haben auf die Prioritäten- und Posterioritätenkommission hingewiesen. Dazu ist mir aber in Erinnerung, dass die Aussagen der sogenannten PriPoKo bislang **von keinem kirchenleitenden Organ antizipiert worden** sind in einer Beschlussform...“

Nachdem dann auch diese hochkarätig besetzte Kommission nach 12 Jahren ihres Bestehens ihre Arbeit ohne greifbare Ergebnisse eingestellte, sah ich mich zu einem neuen Vorstoß herausgefordert. So stellte ich im Frühjahr 2008 – in der neuen Synodalperiode – folgenden **Antrag:**

„Klärung von Vorrangigkeiten und Nachrangigkeiten *für konsensfähige Gestaltung kirchlicher Arbeit in den nächsten zehn Jahren (Zeitraum 2010 bis 2020) im Hinblick auf konzertiertes kirchliches Handeln, Stellenplanung, Haushaltsgestaltung, Öffentlichkeitsarbeit usw.*

Die Landessynode möge beschließen:

1. *Die Landessynode erkennt die Klärung von Vorrangigkeiten und Nachrangigkeiten für das kirchliche Handeln als eine dringliche, herausgehobene und gemeinsame Aufgabe aller kirchenleitenden Organe.*
2. *Die Landessynode bittet den Landeskirchenrat und den Landessynodalausschuss um baldige Einsetzung eines gemischten Ausschusses zur Klärung von Vorrangigkeiten und Nachrangigkeiten.*
3. *…“*

(Es folgten weitere Antragspunkte und eine umfassende Begründung)

Trotz kontroverser Stellungnahmen beschied die Synode diesen Antrag im Herbst 2008 mehrheitlich zustimmend.

Wie ging es weiter? Im Juli 2009 wurde in der Evangelischen Akademie Tutzing eine Klausur der kirchenleitenden Organe durchgeführt, die sich unter anderem daran erinnerte, dass man sich ja eigentlich einmal vorgenommen hatte, die “Perspektiven und Schwerpunkte kirchlicher Arbeit in den nächsten Jahren“ von 1998 alle zehn Jahre zu überprüfen und fortzuschreiben. So erfolgte nun an einen Gemischten Ausschuss aus Mitgliedern des Landeskirchenrates und der Landessynode der Auftrag, im Zusammenhang der Revision der „Perspektiven und Schwerpunkte“ auch die Klärung von „Vorrangigkeiten und Nachrangigkeiten“ zu treffen und somit dem Antrag von 2008 zu entsprechen. Dieses „Perspektivpapier“ soll nun in der Frühjahrssynode2013 vorgestellt werden; es befindet sich also gerade in der Ausreifungsphase.

Was sagt es aus? Das Leitbild der Fassung von 1998 lautete:
„Als Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern wollen wir offen und deutlich, aufgeschlossen und verlässlich dem Glauben und dem Leben dienen.“

Diese Leitbildaussage wurde wiederholt als untypisch und als Mittel der Profilbeschreibung einer lutherischen Kirche für unbrauchbar gehalten, etwa von Pfarrer Dieter Kuller: „... gilt nicht nur für alle Kirchen, sondern auch für die meisten Religionen.“ Diese Einschätzung fand Widerhall bei der besagten Klausur der kirchenleitenden Organe und in den nachfolgenden Debatten. Die für die neuen „Perspektiven“ gefundene Leitbild-Formulierung lautet deshalb – vorläufig – so:
„Als Christen wollen wir Gott loben, unseren Glauben leben und dem Leben dienen. Als Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern wollen wir offen und deutlich, aufgeschlossen und verlässlich den Auftrag der Kirche Jesu Christi erfüllen.“

Die letzten Worte stellen die Unverwechselbarkeit mit anderen Religionen klar. Zugleich aber driftet die vollmundige Rede von der Auftrags-„Erfüllung“ in die Nähe unlutherischer Werkgerechtigkeit. Leider ist der markante Ort eines Leitbildes innerhalb des Gesamttextentwurfes nicht die einzige Stelle in dieser Richtung. Immer wieder setzen sich Formulierungen wie diese durch: „*Zur Erfüllung* dieser Aufgabe *wünschen wir* uns mündige Mitglieder, ...“ oder: „*Wir wollen* Volkskirche sein ...“, „*Wir wollen* die lokalen Netze der Nähe der Ortsgemeinde erhalten, ...“, „... zeugt von dem Vertrauen, das sie *in uns* haben“.

Zwar ist diese *Wir-Dominanz* im Zuge der Überarbeitung geringer geworden, doch ein grundsätzlicher Subjektwechsel war im Gemischten Ausschuss nicht mehrheitsfähig. Aber: Ist es doch *Jesus Christus*, der Herr der Kirche ist. *Er* ist es, der beauftragt, *er* sendet, *er* ruft in die Nachfolge. Und an uns läge es, *seine* Weisungen gehorsam aufzunehmen und in *seinem* Geist und in *seiner* Kraft zu dienen.

So tendiert das Papier – bisher (!) – zu stark zu einer soziologischen Beschreibung einer liberal ausgerichteten und sozial engagierten Elite von Wohlmeinenden, die unter sich eine Vereinbarung treffen. Eine Vereinbarung, die Anklänge an die historische Verwurzelung im lutherischen Bekenntnis zwar immer wieder erkennen lässt, dessen Relevanz für das kirchliche Handeln aber in der Konkretion verblasst. Doch wir sind – wie die Debatten auf EKD-Ebene in den letzten Jahren erbracht haben – nicht einfach eine *„Kirche der Freiheit“*, sondern vor allem und über allem die *„Kirche Jesu Christi“* (Christian Möller).

Wie aber steht es um die anfangs angesprochenen „Vorrangigkeiten und Nachrangigkeiten“? Ein entsprechender Textbaustein lautet – bisher (!) – so:
„Für Mitarbeitende nachrangig sollte alles das sein, was ich so ungern tue, dass ich es lieber lange liegen lasse und es sich am Ende angeblich “von selbst erledigt“ hat, was mir übermäßig Kraft raubt, Motivation stiehlt, die Freude an der Tätigkeit (und manchmal noch darüber hinaus) entwendet. Finden wir jemanden dafür, der sich nicht als Dummer fühlt, sondern es gerne macht? Die Suche lohnt!“

Eine solche Fokussierung der Frage auf den Aspekt der Berufsbelastung und der Berufsfreude von Hauptamtlichen ist um der Zukunft der Kirche willen zwar auch wichtig, führt aber in dieser Verkürzung völlig am Geist des Antrages vorbei.

Wir sehen: Die schwierige Geburt von „Vorrangigkeiten/Nachrangigkeiten“ erbrachte nach jahrelangem Kreißen ein kränklich- kümmerndes Kindlein hervor. Dieses bedarf nun entschieden großer Zuwendungsliebe, um noch zu gedeihen. Erst dann kann sich der Gemischte Ausschuss verabschieden, etwa so wie der Kämmerer: *„...er aber zog seine Straße fröhlich.“* ■

Zur Problematik der „Handreichung für christlich-muslimische Trauungen“

Von Till Roth

Im Sommer 2012 hat die bayerische Landeskirche (ELKB) eine Handreichung unter dem Titel „Ein überzeugtes ‚Ja‘. Praxishilfen für christlich-muslimische Trauungen“ veröffentlicht. Inhaltlich koordiniert von Ivo Huber und Rainer Oechslen, dem landeskirchlichen Beauftragten für interreligiösen Dialog und Islamfragen. Oechslen hatte bereits im Februar in einem Aufsatz „ein Plädoyer für eine angemessene kirchliche Begleitung der Paare“ gehalten („Christlich-muslimische Trauung?“ Nachrichten der ELKB Nr. 2/2012, S.40-46). Wörtlich übernommene Absätze aus diesem Aufsatz bilden den Großteil des Vorwortes zur jetzt erschienenen Handreichung. Ob aber die am Ende des Aufsatzes von Oechslen selbst gestellte Aufgabe einer „positiven religionstheologischen Begründung“ kirchlicher Handlungen anlässlich einer christlich-muslimischen Eheschließung in der Handreichung schrift- und bekenntnisgemäß erfüllt worden ist, möchte ich bestreiten. Die Gründe dafür will ich im Folgenden darlegen – ich hoffe auf eine konstruktive Auseinandersetzung damit.

Die Handreichung formuliert, dass es die ELKB als ihre „Aufgabe“ ansieht, „christlich-muslimische Paare auf ihrem Weg in die Ehe zu begleiten, sofern sie dies wünschen. Dazu gehören Beratung und Seelsorge für solche Paare, die um eine kirchliche Segenshandlung anlässlich der Eheschließung bitten.“ (S.10) Dabei werden zu den Bereichen (1) staatliches und islamisches Eherecht (S.5-7), (2) religiöse Gestaltung des Alltags (S.7-9) und (3) Religion der Kinder (S.9-10) kritische Themen und Fragen benannt, die ein gemischtreligiöses Paar unbedingt zu klären habe. Es werden weiter auch bestimmte Voraussetzungen für eine kirchliche Handlung genannt (S.10-12). Insgesamt jedoch will die Handreichung solchen Paaren helfen, zu einem „überzeugten Ja“ zu gelangen. Daher ist der Titel bewusst positiv gewählt, und die Handreichung schließt mit einem „Leitfaden für das Traugespräch“ (S.13-15) und konkreten „Textvorschlägen zur Vorbereitung und für Gottesdienste“ (S.16-24).

Als Hintergrund und Beweggrund für das Erscheinen der Handreichung wird die steigende Anzahl von Christen und vor allem Christinnen genannt, die eine Ehe mit einem Muslim bzw. einer Muslimin eingehen. Kurz ein Wort zu den Zahlen, auch wenn es mir darauf nicht so sehr ankommt: Es mag sein, dass solche Paare in Bayern vermehrt nach kirchlicher Begleitung fragen, es wird aber nicht offen gelegt, wie das erhoben worden ist oder ob es sich nur um sporadische, einzelne Rückmeldungen handelt. Eigenartig und undurchsichtig finde ich es jedenfalls, wenn Rainer Oechslen einerseits sagt, es gebe keine gesicherten Statistiken in Deutschland, andererseits aber weiß, dass es feststehe, „dass eine steigende Anzahl von Christinnen und Christen die Ehe mit einem Muslim oder einer Muslimin eingeht“.

Die mir vorliegenden Zahlen des Statistischen Bundesamtes weisen bei Eheschließungen zwischen Angehörigen der EKD und der Islamischen Religionsgemeinschaften in den letzten zehn Jahren eine stetig fallende Kurve auf, und zwar sowohl in absoluten als auch in prozentualen Zahlen, nämlich von 3.213 solchen Eheschließungen im Jahr 2000 (= 2,32 % aller Eheschließungen von evangelischen Christen) auf 713 (= 0,64 %) im Jahr 2010. Natürlich kann man es trotzdem loben, dass die Kirche auch diese 713 Ehen seelsorgerlich in den Blick nimmt und auf Anfragen aus den Kirchengemeinden zum Umgang mit christlich-muslimischen Paaren kirchenleitend reagiert; aber ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass man inhaltlich zu sehr dem, was ist, nachgibt und die Theologie an die Realität anpasst.

Bei den folgenden kritischen Anmerkungen unterscheide ich zwischen weniger gravierenden und theologisch gesehen gravierenden Dingen. Denn es gibt in diesem Zusammenhang auch Fragen kirchenrechtlicher Art oder seelsorgerlicher Natur, die man durchaus unterschiedlich beantworten kann, weil sie nicht einmal Bekenntnisrang haben. Aber es werden auch Fragen berührt, die die Geltung der Heiligen Schrift betreffen und bei weitem nicht so harmlos sind, wie es in der Handreichung rüber kommt. Auch Rainer Oechslen gesteht: „Man stößt hier immer wieder auf die grundsätzliche Verhältnisbestimmung von Islam und Christentum.“ (s.o., S.44) Dabei sind alle Themen und Fragen, die in der Handreichung den Paaren zur Klärung genannt werden, berechtigt und hilfreich. Oder um es noch positiver zu formulieren: Die Stärke der Handreichung liegt in den konkreten Fakten und Beispielen, die zum Eherecht, zur religiösen Alltagsgestaltung und zur Religion der Kinder ausgeführt werden. Das ist kaum zu kritisieren. Meines Erachtens stimmt aber das Vorzeichen des Ganzen nicht! Der Duktus der Handreichung ist: Wenn ihr diese Fragen, die für eure gemeinsame Zukunft wichtig sind,

ernsthaft bedenkt und klärt, dann spricht nichts gegen eine religionsverschiedene Ehe; ja, sie kann sogar „eine große Bereicherung sein“ (S.5). Konsequenterweise werden viele praktischen Hilfen für eine kirchliche Handlung angeboten, bis hin zu einer so genannten „multireligiösen“ Feier.

Die vier Einwände gegen Bestimmungen islamischen Eherechts (S.7) sind richtig, der erste Punkt weist aber ein nicht unbedeutendes Defizit im christlichen Eheverständnis auf. Völlig zu Recht wird gegen das islamische Verständnis, wonach zwar ein Muslim eine Christin, nicht aber eine Muslimin einen Christen heiraten darf, Einspruch erhoben. Es greift aber viel zu kurz, an dieser Stelle nur zu erklären, dass aus christlicher Sicht beides in gleicher Weise möglich sei. *Möglich* ja! Aber die Frage, ob es überhaupt *ratsam* ist, als Christ einen Angehörigen einer anderen Religion zu heiraten, wird an keiner Stelle reflektiert. Meines Erachtens ist dies nicht nur aus seelsorgerlichen Gründen nicht ratsam, also wegen der erheblichen Belastungen, die für das Ehepaar aus den kulturellen und religiösen Unterschieden erwachsen – Belastungen gibt es ohnehin in jeder Ehe. Es ist vielmehr eine klare apostolische Weisung, dass man als Christ nur einen Christen heiraten soll: „Eine Frau ist gebunden, solange ihr Mann lebt; wenn aber der Mann entschläft, ist sie frei zu heiraten, wen sie will, nur dass es in dem Herrn geschehe!“ (1. Korinther 7,39) Was soll „in dem Herrn“ anderes heißen, als dass der Ehepartner christusgläubig sein soll? Lehren wir das in unseren Gemeinden eigentlich noch? Geben wir dies unseren Kindern mit? Diese Stelle bleibt im Aufsatz von R. Oechslen völlig unberücksichtigt; er geht nur auf 1. Korinther 7,12ff ein und führt richtig aus, dass dies kein Beleg dafür sei, dass man als Christ einen Andersgläubigen (bzw. „Ungläubigen“) heiraten dürfe. Nur in 1. Korinther 7,39 wird die Frage der Verheiratung im Blick auf die Partnerwahl gestellt – und zwar mit einer eindeutigen Wegweisung.

Man darf selbstverständlich nachfragen, welcher Sinn hinter dieser klaren paulinischen Weisung steckt, wobei man davon ausgehen darf, dass dies wirklich allgemeine Regel im Urchristentum war. Wichtiger noch als das negative Argument, dass dadurch der Gefahr des Abfalls vom Glauben entgegengewirkt wird, scheint mir das positive Argument, dass gerade auch die Ehe der Raum sein kann und soll, in dem sich der Glaube an Jesus Christus entfalten kann und in dem beide Eheleute gemeinsam ihren Glauben ausüben und im Reich Gottes dienen. Ähnlich führt der Theologe Bernd Wannenwetsch aus, weshalb die christliche Gemeinde ein „grundsätzliches“ (!) Problem in der Eheschließung eines Christen mit einem Nichtchristen sehen muss: „Andernfalls würde sie das eheliche Leben und das Glaubensleben eines Christen gegenseitig marginalisieren: als ob das Leben im Glauben gut möglich wäre, ‚nur‘ eben nicht als gemeinsame Praxis in der Ehe, und aus der gemeinsamen Praxis des Ehelebens ‚nur‘ der Glaube ausgeklammert werden müsste.“ (Die Freiheit der Ehe, 1993, S.262)

Andeutungsweise blitzt diese Problematik in der Handreichung auf, wenn es heißt: „Für viele Christen ist es selbstverständlich, dass in der Wohnung ein Kreuz hängt. Der Koran bestreitet aber ausdrücklich, dass Jesus am Kreuz gestorben ist. Viele Muslime lehnen deshalb das Kreuz als Symbol der Erlösung ab... Kann der christliche Teil damit leben?“ (S.8) Die Themen Verzicht auf Alkohol und Schweinefleisch (ebd.) sind Dinge, über die ein Christ so oder so denken kann; aber das Thema Kreuz und Erlösung trifft das Zentrum des christlichen Glaubens. Wie schmerzlich ist es, wenn der Mensch, mit dem man die engste Beziehung hat, die es gibt, dies ablehnt! Oder positiv gesagt: „In einer Ehe ist es eine große Hilfe, wenn sich die Eheleute im Glauben an Christus einig sind.“ So formulierte es die alte „Ordnung des kirchlichen Lebens“ (OKL), und der Richtungswandel bei diesem Thema im kirchlichen Recht ist schon beachtlich: Ging die OKL von 1955 noch davon aus, dass die Trauung eines (evangelischen) Christen mit Angehörigen einer nichtchristlichen Religion grundsätzlich nicht gewährt werden kann (Abschnitt VII, Nr. 6), heißt es in den geltenden „Leitlinien kirchlichen Lebens“ (LKL) von 2004 nun umgekehrt: „Eine kirchliche Handlung anlässlich der Eheschließung ist grundsätzlich auch möglich, wenn eine Ehepartnerin bzw. ein Ehepartner keiner oder einer nichtchristlichen Religionsgemeinschaft angehört.“ (S.81) Freilich: Die neue Handreichung geht sogar noch über die Leitlinien hinaus: Denn hier wird nun auch die in den LKL genannte Voraussetzung aufgegeben, dass sich „die Eheleute bereits auf eine christliche Erziehung der Kinder geeinigt haben“ (S.9.10.11).

Nun führt uns freilich gerade der Rat der Handreichung im Blick auf die religiöse Erziehung der Kinder zu ihrem gravierendsten Problem: „Wenn vor der Eheschließung keine Einigung über die Religion der Kinder erzielt werden konnte, sollte anlässlich der Trauung von beiden Brautleuten eine Erklärung abgegeben werden, dass sie ihren Kindern helfen wollen, ‚einen religiösen Grund zu haben, der ihrem Leben Sinn und Richtung weisen kann und ihnen erlaubt, Gottes Ruf und Gebot zu erkennen‘. Dazu gehört, dass sie sich ‚bemühen, den Kindern beide religiöse Traditionen mit Hilfe der Kirche und der Moschee nahe zu bringen.‘“ (S.11) Wie soll man sich denn eine gelingende bireligiöse oder interreligöse Erziehung vorstellen, wenn man davon ausgeht, dass Christen und Muslime nicht an denselben Gott glauben? Und welches Gottes Ruf sollen die Kinder eigentlich erkennen?

Ich stimme zu, dass wir als Kirche religionsverschiedene Eheleute begleiten sollten (wobei ich zunächst einmal nur den christlichen Teil begleiten kann): Die seelsorgerliche Begleitung ist eine Aufgabe der Kirche, weil ein Christ, der einen Andersgläubigen heiratet, noch kein vom Glauben Abgefallener ist. Aber nach meinem Verständnis kann dies nur eine seelsorgerliche Einzelbegleitung sein bzw. wenn beide Rat oder Hilfe suchen, eine situations- oder themenbezogene seelsorgerliche Begleitung des Paares – aber kein Gottesdienst anlässlich der Eheschließung. Damit wird natürlich nicht bestritten, dass es sich um eine vor Gott gültige Ehe handelt. Die Ablehnung einer kirchlichen Segenshandlung im Fall einer gemischt-religiösen Ehe hat auch „keinesfalls den Charakter einer Beurteilung der moralischen Qualität oder der Gelingenschancen religiöser Mischehen“,

wie Bernd Wannenwetsch zu Recht betont (S.266). Aber es gibt eben eine klare apostolische Weisung, die durch die kirchliche Praxis nicht untergraben werden darf.

Was jedoch in keinem Fall geht und scharf zu kritisieren ist, sind die konkreten Vorschläge zur Beteiligung muslimischer Gläubiger mit Texten muslimischer Glaubenszeugnisse im christlichen Gottesdienst bzw. umgekehrt die Mitwirkung eines Pfarrers bzw. einer Pfarrerin bei der Feier in einer Moschee. Es ist Haarspalterei, dies als (nur) „multireligiöse“ Feier schönzureden! Hier handelt es sich um interreligiöse Feiern und damit um einen Verstoß gegen das Erste Gebot und damit gegen die Ehre des dreieinigen Gottes. Denn hier werden die unterschiedlichen Gottesvorstellungen von Christentum und Islam implizit verharmlost. Nach außen hin entsteht der Eindruck, dass beide Gottesverständnisse gut nebeneinander stehen können, was jedenfalls aus Sicht des Christentums ehrlicherweise nicht der Fall ist. Dies ist theologisch gesehen der gravierendste Kritikpunkt. Zudem ist es unstatthaft, diejenigen Pfarrer und Pfarrerinnen, die eine solche Mitwirkung an einer christlich-muslimischen Trauung – „aus Unsicherheit oder aus grundsätzlichen Bedenken“ – ablehnen, als „einzelne“ zu marginalisieren (S.12).

Ich wünsche mir, dass noch einmal über das Kriterium der Religionszugehörigkeit und Glaubenshaltung bei der Partnerwahl theologisch nachgedacht wird und in kirchlichen Verlautbarungen angewandt wird. Vor allem aber sehe ich dringenden Klärungsbedarf im Blick auf so genannte „multireligiöse“ Feiern. In der Theorie scheinen sie eine nachvollziehbare Differenzierung zu sein. Aber in der Praxis lassen sie sich meines Erachtens nicht schlüssig von interreligiösen Feiern abgrenzen und stellen somit (wie auf S. 1ff erläutert) eine Verletzung des Ersten Gebotes dar. ■

Studientag Christentum – Islam

In Zusammenarbeit mit der Gesellschaft für innere und äußere Mission i.S. der lutherischen Kirche plant der ABC am ***Samstag, 2. März in Nürnberg*** *einen Studientag zum Verhältnis von Christentum und Islam. Pfarrer Wolfhart Schlichting wird sich dem Thema widmen „Der dreieinige Gott der Bibel und der eine Gott des Korans“. Die genauen Einzelheiten stehen noch nicht fest; wer Interesse an einer Einladung hat, kann dies über* ***info@abc-bayern.de*** *bekunden.* ■

CHRISTUS TAG BAYERN

Ermutigung zu neuem Vertrauen in Jesus Christus

Rund 2.000 Teilnehmer haben sich am 3. Oktober am ersten Christustag in Bayern beteiligt. Organisiert hatte ihn der ABC in Verbindung mit zahlreichen anderen Gemeinschaften und Kirchengemeinden. Mit dem Motto „Wer uns wirklich hilft: Christus allein“ wurde eine der Grunderkenntnisse der Reformation neu in den Mittelpunkt gestellt, das „Solus Christus“. An den sechs beteiligten Orten riefen die Redner zu einem neuen Vertrauen in Jesus Christus auf. Die vielerorts zu beobachtende Krise der Kirchen sei auch eine Folge verloren gegangenen Vertrauens zu Jesus Christus. Mit dem Christustag wolle man einer zunehmenden Verunsicherung im Blick auf die Person und das Erlösungswerk Jesu entgegentreten.

Einige dieser Botschaften sind auch in den Presseartikeln zum Christustag aufgenommen worden. So überschrieb die Fränkische Landeszeitung ihren Beitrag zum Christustag in Neuendettelsau mit den Worten „Jesus als Bezugspunkt aller Lebensfragen“.

In diesen ABC-Nachrichten werden einige Vorträge (zum Teil in Ausschnitten) sowie Zitate aus der Podiumsdiskussion in Neuendettelsau abgedruckt. Es gibt aber auch die Möglichkeit, Mitschnitte folgender Veranstaltungen nachzubestellen:

An jedem Ort wurde auch ein „Christustag für Kids“ angeboten …

- Vortrag Prof. Eckstein in Bayreuth / Lauf
- Vortrag Pfr. Bogner in Bayreuth / Lauf
- Vortrag Präsident Bammessel in München
- Vortrag Prof. Grosse in München
- Gottesdienst mit Pfr. Konrad Eißler in Neuendettelsau
- Podiumsdiskussion in Neuendettelsau
- Vortrag Pfr. Teuffel in Neuendettelsau

CD’s können zum Preis von jeweils 3 Euro (zuzüglich Versandkosten von 2 Euro) bei Georg Wurst, Tel. 09203-306 bzw. Email: georg_wurst@web.de bestellt werden.

Der nächste Christustag in Bayern ist für den 3. Oktober 2014 geplant; am 3. Oktober 2013 soll wieder ein „Missio“-Tag zur Stärkung evangelistischer Gemeindearbeit stattfinden. ■

… und auch die musikalischen Angebote waren vielfältig.

Jesus – das Licht der Welt

Predigt von Konrad Eißler
am Christustag in Neuendettelsau

Ich war viele Jahre Pfarrer in Stuttgart. Dort besuchte ich eine vornehme Dame, die mir auch ihren Garten zeigte. Weil ich mich nicht als Gartenmuffel blamieren wollte, zeigte ich auf eine Pflanze und hauchte: „Einfach beautiful. Solch zarte Blüten. Meine Lieblingsblume!“ Die Dame blieb stehen, holte tief Luft und sagte: „Aber, Herr Pfarrer, das ist doch geschossener Endiviensalat.“

Sie merken: Ich bin kein Biologe. Doch ist mir bei der Gartenexkursion etwas Grundlegendes aufgegangen. Man nehme eine Blume, eine Amaryllis oder eine Azalee, man bette sie in die beste Humuserde, stelle sie in den teuersten Topf, gieße sie mit weichestem Wasser, dünge sie mit den wertvollsten Nährstoffen – und stelle sie dann in den Keller und lösche das Licht. Schon nach kurzer Zeit wird die Pflanze die Blätter hängen lassen. Nun kann ich mich vor der Pflanze hinpflanzen und ihr eine Gardinenpredigt halten: „Mein liebes Pflänzchen, du hast doch alles: Torf, Dünger, einen wunderschönen Keramiktopf – Pflanzenherz, was begehrst du mehr? Reiß dich am Stängel, und wachs mal schön.“ Die Pflanze denkt nicht daran, sie stirbt ab. Es gibt nur eine Möglichkeit, ihr zu helfen: Man muss die Pflanze herausholen und ans Licht bringen. Erst im Licht beginnt sie zu wachsen, zu blühen und Früchte zu treiben.

Die Pflanze ist eine Lichtgeburt. Und jedes menschliche Pflänzlein auch. Diese Kirche ist wie ein großes Gewächshaus. Hier duften die Rosen, dort blühen die Veilchen, hinten leuchten die echten Tulpen. Und nun kaufe man den schnellsten Wagen, esse beim besten 5-Sterne-Koch, buche die weitesten Reisen – und lösche jedes Glaubenslämpchen aus ... Schon nach kurzer Zeit ist der Zerfall nicht aufzuhalten, auch die menschlichen „Pflänzchen“ müssen heraus aus der Dunkelheit, hinein in die Helligkeit. Erst im Licht beginnt das Leben. Im Licht Jesu.

Jesu Licht leuchtet auf

Jesu Licht leuchtet auf, wie ein Flutlicht. Begleiten Sie mich nach Jerusalem, weit zurück in die Geschichte: Da hocken Menschen um einen Tisch, mit zerschlissenen Kleidern und zerfurchten Gesichtern. Die babylonische Gefangenschaft liegt hinter ihnen – eine schwere Vergangenheit. Um sie herum liegt Jerusalem in Trümmern – eine schlimme Gegenwart, Dunkelheit um sie herum. Vor ihnen liegt der bittere Neuanfang, eine ungewisse Zukunft. Da steht einer auf. Nicht irgendeiner, sondern einer, der an seinen Kleidern als Prophet zu erkennen ist, ein Gottessprecher. Und der sagt: „Finsternis bedeckt das Erdreich. Dunkel bedeckt die Völker.“ Ja, sagen die Leute, Recht hat er. Dann fährt er fort: „Aber über dir geht auf der Herr und seine Herrlichkeit erscheint über dir.“ Die Leute fahren hoch: Ist der noch recht bei Trost?

Sie mussten warten, lange warten – aber der Prophet hat Recht behalten. Im Jahr Null hat Gott dieses Licht gezündet, weil

unser Elend sein Vaterherz entzündete. Er konnte es nicht länger ansehen, wie wir im Dunkeln dahin vegetieren. Es zerriss ihm das Herz über der Tatsache, dass Menschen in der Nacht unserer Zeit eingehen wie die Primeln. Deshalb wollte er das Beste für uns, und er gab das Beste: das Beste von Gott ist Jesus. Er riss sich Jesus gleichsam vom Herzen – wir können uns ja die Verbindung zwischen dem Vater und dem Sohn nicht eng genug vorstellen; Gott zerreißt sich wegen uns. Und dieser Jesus setzt die Königskrone ab, legt das Königszepter zur Seite, zieht den Königsmantel aus, der Gottessohn degradiert zum Menschenknecht.

In Bethlehem wird er geboren, im Stall geht das Licht an. Die Hirten erfuhren: „Die Klarheit des Herrn leuchtete um sie“. Die Jünger wussten: „Das Licht scheint in die Finsternis.“ Und die Apostel schrieben es: „Gott, der da hieß das Licht aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben.“ Wohl hat das damals noch ganz anders ausgesehen, draußen am Kalvarienberg, auf der Müllkippe von Jerusalem, als sie Jesus den Purpur vom Leibe rissen, seinen Rücken gerbten, ihn auf das Kreuz legten, als sie schließlich dieses Kreuz aufrichteten und es immer dunkler wurde. Da verlor die Sonne ihren Schein, und mitten in dieser Nacht ein Schrei, der die Dunkelheit zerriss: Mein, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Aber am Ostermorgen zerschnitt dieses Licht alle Finsternis.

Jesus sagt: Ich bin das Licht der Welt. Er ist kein Rücklicht, das nur die Vergangenheit erhellt. Er ist kein Irrlicht, das ein paar dumme Jünger an der Nase herumführte. Er ist kein Stopplicht, das uns interessante Wege verbauen will. Jesus Christus ist Flutlicht, vor dem die Schatten fliehen. Im Dunkel der Weltgeschichte ist das Licht der Welt aufgegangen. Jesus ist Sonne, Tag, Helle, Hoffnung. Und dieses Licht ist seither nicht verblasst. Unsere Birnen brennen durch – Gottes Licht hat keine Brenndauer. Es scheint ewig. Es scheint heute. Es scheint jetzt.

Sein Licht will uns hell machen. So wie das Paul Gerhardt beschrieben hat, der große Liederdichter der Kirche, der selbst so viel Leid erfahren hat. Aber was hat er in seinem Elend gesungen: „Die Sonne, die mir lachet, ist mein Herr Jesu Christ; das, was mich singen machet, ist, was im Himmel ist.“ Wenn auch Ihr Weg dunkel wird, wenn auch Sie nicht wissen, wie es weitergehen soll – ob Sie Paul Gerhardt diese Verse nicht nachsingen sollten: „Die Sonne die mir lachet, ist mein Herr Jesus Christ.“ Dieses Licht will es hell machen, dieses Licht will es warm machen.

Oder denken Sie an Dietrich Bonhoeffer. Sein Weg wurde immer verworrener, die Gestapo sperrte ihn ein, schließlich landete er in der Todeszelle in Flossenbürg. Und was hat er gesungen: „Dein Licht scheint mitten in der Nacht.“ Wenn auch Sie vor dem Tode stehen, wenn auch Sie nur noch einen kleinen Weg zu gehen haben, wenn es ganz schwarz in Ihrem Leben geworden ist – ob sie es Dietrich Bonhoeffer nicht nachsingen sollten: „Dein Licht scheint mitten in der Nacht.“

Nur, und das ist jetzt die Frage: Warum gibt es dann eigentlich keinen ‚Run‘ auf dieses Licht zu? Jeder Mensch, jede Pflanze will Wärme und Licht. Trotzdem treten diese Lichtgeburten nicht aus ihrer Dunkelheit heraus. Warum eigentlich? Das hängt mit dem zweiten Punkt zusammen.

Jesu Licht leuchtet durch

Jesu Licht leuchtet nicht nur auf, es leuchtet durch – so wie ein Röntgenlicht. In der Nachkriegszeit gab es Röntgen-Reihenuntersuchungen. Jeder bekam einen Termin. Doch manche Menschen kamen nicht, auch nicht nach der zweiten oder dritten Einladung. Warum? Am Geld konnte es nicht liegen – die Untersuchungen waren kostenlos. Angst vor Schmerzen konnte man auch nicht haben – es tut nicht weh. Nein, sie fürchteten das Ergebnis: Sie ahnten möglicherweise, dass man einen Fleck feststellen könnte, einen Schatten, vielleicht eine dunkle Stelle in der Lunge. Doch sie wollten nicht wissen, wie es in ihnen drinnen aussieht.

Das ist auch der Grund der Gottesflucht. Wir wollen nicht wissen, wie es innen aussieht. Trotzdem kann sich niemand diesem Licht entziehen. Jede Flucht vor Gott endet vor Gott. Und seine Strahlen entdecken in uns dunkle Stellen, einen Defekt nicht nur an der Lunge, sondern am Herz: einen Schulddefekt. Schuld ist die tiefste Wurzel allen Übels. Lüge ist Schuld, Hass, Streit, Lieblosigkeit, Ungerechtigkeit – all das ist Schuld. Haben Sie eine weiße, fleckenlose Weste? Können Sie an alles in Ihrem Leben denken, ohne rot zu werden? Das ist doch die Auferstehung der Schuld – unsere unbewältigte Vergangenheit. Man kann dagegen protestieren, auch lamentieren, aber die Schuld bleibt so schwarz wie die Kohle, die durch nichts reinzuwaschen ist. Es gibt nur eine einzige Lösung: So wie sich Kohle in der Hitze des Feuers wandelt, so werden wir im Licht des Wortes Gottes gewandelt: Wer sich wieder und immer wieder diesem Wort aussetzt, der „brennt“ schuldmäßig ab und glüht glaubensmäßig auf: Schuld verbrennt unter dem Licht des Wortes Gottes.

Jesu Licht leuchtet heim

Das ist das dritte: Dieses Licht leuchtet heim, wie ein Positionslicht. Vor Jahren kam ich nach einem einjährigen USA-Aufenthalt mit dem Schiff nach Deutschland zurück. In der Nacht vor der Ankunft tobte ein Sturm, Windstärke 9. Ich hielt es in meinem Schaukelbett nicht mehr aus und ging an Deck. Der Wind pfiff, es war dunkel und ungemütlich. Doch auf einmal sah ich die Lichter des Feuerschiffes in der Wesermündung; in regelmäßigen Abständen glitten die Strahlen über das Wasser. Da wusste ich: Unser Schiff hat Kurs auf den Heimathafen. Mir fiel ein Wort von Blaise Pascal ein, dass es herrlich sei auf einem Schiff zu fahren, das zwar von Stürmen geschüttelt werde, von dem man aber wisse, dass es im Heimathafen ankomme.

Es kommt der Tag, an dem kein Dunkel mehr sein wird. Es kommt die Stunde, in der die Finsternis weichen wird. Es kommt der Augenblick, in dem Jesus in Herrlichkeit erscheint. Es wird nicht ewig gekämpft und geweint werden, es wird nicht ewig gelitten, nicht ewig gestorben werden. Aber es wird ewig gelobt und gepriesen werden: „Das wird allein Herrlichkeit sein, wenn frei von Weh ich dein Angesicht seh.“ Darauf warten wir, dorthin sind wir unterwegs, dank des Positionslichtes sind wir auf gutem Kurs. Dieser Gott, dieser Herr, will uns allen heim-leuchten. So haben wir es als Jungenschaftler gelernt, und so spreche ich es seither jeden Abend:

„Herr, wir gehen Hand in Hand,
Wandrer nach dem Vaterland.
Lass dein Antlitz mit uns gehn,
bis wir ganz im Lichte stehn.“ ■

Christus allein – warum multireligiöse Heilswege hoffnungslos sind

Thesen von Pfr. Dr. Jochen Teuffel

1. Einwände gegen das Zeugnis „Christus allein“ basieren im Wesentlichen auf der modernen Universalidee „menschliche Religion“.

2. Wenn wir „Christus allein“ bezeugen, vertreten wir damit keine religiöse Weltanschauung, sondern bekennen eine lebensentscheidende Zugehörigkeit.

3. Es gilt nicht etwa ein religiöser Absolutheitsanspruch des Christentums, sondern der Exklusivanspruch Jesu Christi auf unser Leben.

4. Christen besitzen weder Heil noch Wahrheit, sondern erhalten diese immer wieder neu zugesagt im Glauben an das Evangelium Jesu Christi.

5. Christen haben selbst nicht einfach Recht, sondern werden als Sünder gerechtfertigt im Glauben an die stellvertretende Lebenshingabe Jesu am Kreuz.

6. Für Christen gibt es keine namenlosen Heilsgüter, die man sich selbst auswählen kann. Rettung und Heil sind im besonderen Namen „Jesus“ allein (und nicht etwa in einer allgemeinen Gottesidee) enthalten.

7. Der Name „Jesus“ umfasst das einmalige Geschehen mit dem Mensch gewordenen Gottessohn. Was mit Jesus geschehen und durch ihn ausgesprochen worden ist, lässt für unsere Zukunft hoffen. Taten schaffen Vertrauen.

8. Menschenmögliche „Heilswege“ lassen Menschen im Denken bei sich selbst bleiben oder aber suchen das Heil in der Auflösung des eigenen Lebens.

9. Toleranz ist weder mit Akzeptanz noch mit Indifferenz gleichzusetzen. Sie erwächst nicht aus einer inneren, geistigen Unabhängigkeit, sondern ergibt sich aus der eigenen Zugehörigkeit bzw. Bindung.

10. Ein entschiedener Christusglaube bedingt schmerzliche Toleranz gegenüber menschenmöglichen Weltanschauungen und eigenmächtigen Lebenswegen.

11. In der Wiederkunft Christi wird der besondere Namen Jesu weltweit geltend gemacht.

Christustag

Jeder nach seiner Facon – oder Christus allein?

Gedanken aus der Podiumsdiskussion in Neuendettelsau

■ Wir sind hier in Neuendettelsau in einem Ort, der mit dem Namen Wilhelm Löhe und dem von ihm gegründeten Missionswerk verbunden ist. Doch was heißt Mission heute? Im Missionsbefehl Jesu heißt es „Gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker". Und in der Apostelgeschichte lesen wir, dass die Nachfolger Jesu bezeugen, dass in keinem anderen Namen das Heil ist als nur im Namen Jesu. Unsere heutige kirchliche Mission tut sich, so scheint mir, damit schwer. Selbst unter dem Namen Mission hören wir mehr von Entwicklung und Partnerschaft der Kirchen. Mission, der es wirklich um den Namen Jesu als Weg zum Heil geht, wandert mehr und mehr aus in freie Werke und wird dann von Kirchenoberen häufig mit dem Etikett evangelikal in eine Ecke gestellt.

Pfarrer Hans-Hermann Münch

■ Das Wort Toleranz wird heute im allgemeinen Sprachgebrauch häufig so verwendet, als ginge es um Beliebigkeit: Alles ist möglich, alles ist erlaubt, jeder kann tun, was ihm beliebt. Doch das ist ein falscher Begriff von Toleranz: Toleranz heißt zunächst mal dulden, erdulden. Es heißt nicht, alles für richtig zu halten. Wir müssen als Christen vielmehr auch klar Stellung beziehen, sagen wo wir stehen und uns nicht selbst in Richtung Beliebigkeit begeben.

***Herta Küßwetter**,*
Landessynodale

■ Geschichtlich gesehen ist es ein ungeheurer Fortschritt, dass man den Glauben des anderen respektiert – es hat früher Kriege darum gegeben, selbst unter Christen. Da gab es furchtbare Verirrungen unserer christlichen Botschaft. Heute ist die entscheidende Frage die nach der Toleranz gegenüber dem Islam. Es ist ganz klar, dass wir gegenüber toleranten Muslimen Toleranz üben. Genauso ist klar, dass wir von Muslimen Toleranz gegenüber dem Christentum erwarten. Es wird leider viel zu wenig öffentlich gesagt, wie viele Christen in der Welt verfolgt werden. Unabhängig davon, ist es aber auch entscheidend, sich über den eigenen Standpunkt klar zu werden. Toleranz heißt ja nicht, auf einen Standpunkt zu verzichten. Toleranz heißt vielmehr, dass ich, wenn ich einen festen Standpunkt habe, den anderen, der auch eine festen Standpunkt habe, respektiere. Dann kann man in Hochachtung voreinander streiten. Von daher darf die Toleranz, die der Grundsatz der Politik ist, nicht verwechselt werden mit der Aufforderung, keinen eigenen Standpunkt mehr zu haben.

***Dr. Günther Beckstein**,*
Ministerpräsident a.D. und Landessynodaler

■ Jesus hat uns gesagt: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst – das ist ohne Einschränkung. Hier ist nicht gesagt: Liebe nur deine Konfessionsgenossen. Oder: Liebe die, die dir sympathisch sind. Wenn mir ein Moslem gegenüber steht, wird das vielleicht ein bisschen schwieriger sein als wenn mir ein Glaubensfreund gegenüber steht, aber das entpflichtet mich doch nicht davon, diesen Menschen zu lieben. Jesus hat alle geliebt und ist für alle gestorben. Ob das alle wissen oder nicht – das ist nicht meine Verantwortung. Aber meine Verantwortung ist es, von diesem Jesus, der der Weg, die Wahrheit und das Leben und der Herr in meinem Leben ist, ein klares Zeugnis zu geben.

Fürst Albrecht zu Castell-Castell

■ Wir müssen uns klar machen: Menschen zum Glauben zu rufen, und Menschen zu lieben – das ist doch kein Gegensatz. Im Gegenteil: Wer den Menschen liebt, muss ihn zum Glauben rufen, muss sagen, dass Jesus der Weg, die Wahrheit und das Leben ist.

Rainer Dick

■ Als Sachse bin ich in dieser Runde sozusagen der Beitrag zur deutschen Einheit. Manchmal frage ich mich, ob es für Christen in der DDR nicht einfacher war, sich zu Christus zu bekennen als heute in der pluralistischen Demokratie. Damals waren die Fronten klar. Als ich Jesus kennengelernt habe, hieß das für mich: Er ist mein Herr. Das kollidierte sofort mit der marxistisch-sozialistischen Ideologie, und zwar bis hinein in ganz konkrete Lebensentscheidungen. Ob unsere Kinder ein bestimmtes Gedicht in der Schule mitsprachen oder ob sie es verweigerten, das hing mit eben dieser Frage zusammen: Ist Jesus wirklich mein Herr?

Ich höre das in der letzten Zeit relativ wenig, dass Jesus mein Herr ist. Manchmal kommt es mir so vor, als wäre unsere Verkündigung da etwas weichgespült. Aber wenn er Herr ist, ist er Herr im umfassenden Sinn. Deshalb ist die erste Frage meines Lebens bis heute: Herr, was willst du, was ich tun soll? Das ist am Tag die erste Frage beim Bibellesen: Herr, was willst du? Jetzt kann man sagen, als Rentner hast du es leicht, in der Früh die Bibel zu lesen, aber das habe ich schon als Maschinenschlosser praktiziert, als ich täglich um 5 Uhr aufstehen musste.

***Rainer Dick**,*
ehem. CVJM-Landessekretär

Hans Stiegler und Herta Küßwetter

■ Der Bezugspunkt in allen Fragen unseres Lebens, ob persönlich, privat oder beruflich, ist unser Herr Jesus Christus. Natürlich erwartet man von einem Pfarrer dass er das verkündigt. Das Entscheidende aber ist, dass sich diese Wahrheit auch im ganz konkreten praktischen Leben bewahrheitet. Und zwar von dem Zeitpunkt an, wo uns die Augen aufgegangen sind, dass Jesus Christus eben nicht nur ein Lehrsatz der Kirche ist, sondern dass wir in einer lebendigen Beziehung zu ihm stehen. Von diesem Moment an habe ich die Dinge meines Lebens auf diesen Christus zu beziehen, mein Leben von diesem Christus her zu gestalten. Das ist manchmal nicht einfach, nicht einmal in der Kirche. Aber wenn es stimmt, was der Philipperbrief uns sagt, dass Christus der ist, vor dem sich alle Knie beugen müssen, dann auch die Knie der Sorgen und Nöte: Ob das Sorgen und Nöte in der Diakonie sind, in der Pfarrerschaft oder in meinem persönlichen Leben – dieser Christus kennt den Weg. Er ist der Weg.

***Dekan Hans Stiegler**,*
Landessynodaler

■ Wir stehen in der Kirche momentan an einem Punkt, an dem wir Gefahr laufen, eitel zu werden. Wo wir nicht mehr Gott in den Mittelpunkt stellen, sondern uns selbst und unsere Versammlungen. Es darf nicht unser Hauptanliegen sein, zahlende Kirchenmitglieder zu gewinnen oder unsere Kirchen oder Gemeindehäuser zu füllen. Wir müssen vielmehr wieder den Blick auf Gott ausrichten, den Glauben an ihn in den Mittelpunkt rücken und diesen Glauben – sofern wir das können – weitergeben. Das ist meine Bitte an die Kirche, dass man zurückgeht zu den Ursprüngen, den von Gott an uns gegebenen Werten, Anforderungen und Zielen, auch wenn man dafür ggf. etwas von dem Prestige, das man gesellschaftlich errungen hat, aufgeben müsste.

***Alexandra Freifrau von Livonius-Eyb**,*
Kirchenvorsteherin in Neuendettelsau

■ Ich wünsche mir, dass organisatorische und finanzielle Fragen, so wichtig sie sind, in unserer Kirche nicht an erster Stelle stehen. Und ich hoffe, dass wir weniger mit politischen Stellungnahmen wahrgenommen werden, sondern mit dem, was uns als Kirche ausmacht: Mit der Schrift, mit dem Glauben, mit Jesus Christus. Freilich ist das nicht nur eine Aufgabe von Bischöfen oder Pfarrern, sondern von uns allen.

Dr. Günther Beckstein

■ *Wir bedanken uns für die Organisation des Christustags und hoffen, dass er wiederholt wird. Wir erlebten den Tag als geistliches Treffen von Freunden mit Freunden. Es gab viele gute Begegnungen, vor allem aber eine klare Verkündigung, wie wir sie in unseren Gemeinden leider nicht mehr immer haben.*

***Gerhard und Kristin Moser**, Coburg*

Erklärung zum Christustag Bayern 2012

„Such, wer da will, ein ander Ziel, die Seligkeit zu finden;
mein Herz allein bedacht soll sein, auf Christus sich zu gründen.
Sein Wort sind wahr, sein Werk sind klar,
sein heilger Mund hat Kraft und Grund, all Feind zu überwinden.“
(Georg Weissel, EG 346,1)

„Wer uns wirklich hilft: Christus allein“

Der bekannte Choral „Such, wer da will, ein ander Ziel“ beschreibt treffend das Anliegen des Christustages: ***Orientierung an Christus.***

Die Orientierung an Christus ruft das Grundziel der Reformation in Erinnerung,
„… die Seligkeit zu finden.“
Seligkeit meint eine intakte, versöhnte Gottesbeziehung, in welcher der Mensch heute wie früher nur durch Christus stehen kann. Solche Gottesbeziehung – mit Auswirkungen in dieser Zeit und in der Ewigkeit – ist für den sündigen, von Gott getrennten Menschen weder allgemein gegeben noch an Jesus Christus vorbei zu finden.

Die Orientierung an Christus ist eine Herzensangelegenheit:
„…mein Herz allein bedacht soll sein, auf Christus sich zu gründen.“
Die Krise der christlichen Kirchen in unserer Zeit ist auch eine Folge erkalteten Glaubens, verloren gegangenen Vertrauens zu Jesus Christus. Der Christustag ermutigt, die Beziehung zu dem auferstandenen, lebendigen Herrn Jesus Christus neu in die Mitte von Glauben und Leben zu stellen – in die Mitte von persönlichem Glauben und Leben und in die Mitte des Glaubens und Lebens der Kirche.

Die Orientierung an Christus ist nur möglich, weil sein Reden und Tun vertrauenswürdig sind:
„Sein Wort sind wahr, sein Werk sind klar …“
Einer zunehmenden Verunsicherung im Blick auf die Person und das Erlösungswerk Jesu Christi tritt der Christustag entschieden entgegen. Er ermutigt dazu, den in der Heiligen Schrift überlieferten Worten Jesu Christi zu vertrauen. Er ruft dazu auf, an der apostolisch bezeugten Mittler-Funktion Christi zwischen Gott und Menschen festzuhalten, denn er starb „für uns“ und durch seine Auferstehung haben auch wir feste Hoffnung über den Tod hinaus.

Die Orientierung an Christus lebt von dem Vertrauen auf Vollmacht und Verheißungen des zur Rechten Gottes erhöhten Sohnes:
„… sein heilger Mund hat Kraft und Grund, all Feind zu überwinden.“
Der Christustag bestärkt Christen, in einer Zeit vielfältiger Heilsangebote und zunehmenden Widerstandes gegen den Anspruch Jesu Christi dennoch festzuhalten am Vertrauen auf ihn als den „Herrn aller Herren und König aller Könige“ (Offenbarung 17,14): Er ist in der Einheit mit dem Vater und dem Heiligen Geist zu verehren und anzubeten.

Bayreuth, Berg, Lauf, München, Neuendettelsau, Straubing am 3. Oktober 2012

Wer uns wirklich hilft – Christus allein

Von Professor Hans-Joachim Eckstein

Solus Christus – Christus allein, das war der stolze und mutige Ruf der Reformation. Das war auch das einmütige Bekenntnis der Urgemeinde und der frühen Christen, die als Judenchristen in der Mitte ihrer Synagogen zum Glauben kamen. Christus alleine, das ist in der Tat der Schlüssel und die Mitte aller neutestamentlichen Schriften, so verschieden sie sind mit ihren 27 Stimmen. Aber warum sollten wir in einer Zeit, in der von einer Ökumene der abrahamitischen Religionen die Rede ist (also von Islam, Judentum und Christentum) noch von „Christus allein“ sprechen?

Weil Religion *an sich* nicht Leben schafft und fördert. **Religion *an sich* fördert nicht schon die Selbstentfaltung und Persönlichkeitsentwicklung. Eine religiöse Prägung *an sich* muss nicht heil-voll sein.** Man kann im Namen von Religionen auch Kriege führen oder Terror ausüben. Einzelne Gläubige können – und das gibt es auch in der christlichen Tradition – nicht nur trotz ihres Glaubens, sondern gerade wegen der Art ihrer Frömmigkeit krank werden. Religion an sich bringt noch kein Leben, keinen Frieden. Es muss etwas Bestimmtes sein, was lebensfördernd und gemeinschaftsfördernd ist.

Anders gefragt: Was trägt? Was hilft uns wirklich? Nun – da sind die Menschen, die sagen: Ich brauche die Kirche nicht, ich kann Gott in der *Natur* finden. Es stimmt ja auch! Wie wunderschön die Natur sein kann, wenn im Herbst die Sonne auf das Obst und die sich einfärbenden Blätter scheint. Wie schön kann es sein, wenn im Frühling symbolisch deutlich wird, dass es mitten in der Krise doch einen Neuanfang gibt. Ja, die Schöpfung trägt den Stempel ihres Schöpfers!

Aber dann sehe ich, wie der Hase eine Möhre frisst, der Fuchs den Hasen, und wie der Jäger den Fuchs erschießt. Was ist dann mit der Natur? Was ist mit der Durchsetzungskraft des Stärkeren? Und was, wenn wir von einem Tsunami und einem Erdbeben hören? Ist der Glaube an „die Natur“ wirklich genug, um zuversichtlich leben und sterben zu können?

Andere wiederum sagen: Man kann auch ohne einen Gott im Himmel einen Sinn in der Welt erkennen, wenn man sich den Verlauf der *Geschichte* anschaut. In meinem Geschichtsunterricht versuchte meine wohlmeinende Lehrerin uns beizubringen, dass sich der Mensch im Lauf der Zeit schon immer zum Besseren hin entwickele. Wir hatten diesen Gedanken auch in der Theologie: Eine Theologie, die davon ausging, dass sich das Reich Gottes im Lauf der Geschichte verwirklicht. Doch was ist dann mit den Weltkriegen? Das haben wir auch unsere Lehrerin gefragt: Wollen Sie im Ernst damit sagen, dass wir im 20. Jahrhundert der Höhepunkt der menschlichen Entwicklung sind? Zugegeben: Es gibt auch Geschichtsereignisse, über die wir uns nur freuen können. An diesem 3. Oktober können wir mit Blick auf die Vereinigung Deutschlands nur dankbar singen „Großer Gott wir loben dich“. Aber es gibt eben auch Geschichtserfahrungen, die ambivalent bleiben, irritierend, erschreckend.

Das heißt: Wir brauchen mehr als *Natur*, mehr als *Geschichte*. Wir brauchen die Transzendenz – eine Realität, die über unsere eigene erfahrbare Wirklichkeit hinausgeht: *Gott*. Doch auch hier stellt sich die Frage: Ist die Vorstellung von einem Gott im Himmel *an sich* schon eindeutig? Wer ist dieser Gott im Himmel? Entspricht er vielleicht vor allem unseren eigenen Gottesvorstellungen? Hatte ich einen milden, fürsorglichen Vater, dann mag mein Gottesbild ein väterliches sein. Hatte ich einen jähzornigen Vater, werde ich Gott vielleicht immer als Jähzornigen und Unberechenbaren ansehen. Wie schwer mag es für eine Frau sein, an Gott als einen liebenden Vater glauben zu können, wenn sie durch den eigenen Vater Leid erfahren hat? Gerade dann brauchen wir das *Solus Christus – allein Christus* gibt uns Eindeutigkeit für unseren Glauben. **Dass Gott ist und dass er für uns ist, diese Gewissheit wird uns durch die Verkündigung, das Wirken und die Lebenshingabe Jesu Christi in einmaliger Weise zugesagt.**

Das gilt – gerade auch dann, wenn Glaube auf eine Erfahrung reduziert wird. Ich stelle mit Bestürzung fest, dass wir sowohl in unseren landeskirchlichen Kontexten als auch in so manchen Gemeinschaften und Jugendkreisen abdriften von dem „Solus Christus“ hin zu einem allgemeinen Reden von Gott an sich: Von Gott, wie ich ihn fühle, von Gott, wie ich ihn erfahre. Erfahrungen gehören zum Glauben, und es ist wunderbar, wenn wir zum Beispiel Gebetserhörungen erfahren dürfen, aber der Glaube kann nicht auf Erfahrungen gründen. Gefühle gehören zum Glauben, und es kann toll sein, wenn man in einem Jugendkreis miteinander Anbetungslieder singt. Aber ein Glaube, der auf Gefühle angewiesen ist, ist wie ein Fähnchen im Wind. Was trägt? Christus allein!

Wir erfahren in unserem Alltag eben nicht nur Bestätigung, sondern auch Infragestellung. Wir erfahren im Glauben nicht nur, dass ein nahestehender Mensch von seiner tödlichen Krankheit geheilt wird. Wir erfahren auch, dass ein anderer dennoch stirbt – obwohl wir gebetet haben. Auch Christen werden arbeitslos. Auch Christen sterben durch Unfälle. Wäre unser Glaube nur in unserem eigenen Wohlgefühl gegründet, dann würde der Glaube zerbrechen, sobald die Fragen aufbrechen.

Was ist dann anders, wenn wir von „Christus ist unsere Mitte“ sprechen? Von Christus als unserem Fundament, auf den wir alles gründen und von dem her wir uns verstehen?

Jesus Christus ist für die Religion etwas Untypisches, etwas Einmaliges! Dass Gott – schon im Alten Testament – *als Person* beschrieben wird, als Person, die einen Willen hat und eine Beziehung zum Menschen sucht: das war für die antike Religion überhaupt nicht selbstverständlich. Was aber an Jesus Christus ganz einmalig ist und was auch unsere jüdischen Schwestern und Brüder nicht denken können, woran sie Anstoß nehmen (und als Juden Anstoß nehmen müssen), das ist das Bekenntnis der ersten

Christen und das Bekenntnis der Reformatoren, dass in diesem Jesus von Nazareth nicht nur ein Prophet, nicht nur ein Lehrer gekommen ist. Dass in diesem Jesus vielmehr *Gott selbst Mensch geworden* ist. Was wir als hohes Bekenntnis formulieren, dass Jesus Christus nämlich nicht ein besonders gerechter Mensch ist, sondern dass Er Gott selbst ist, Gottes einzigartiger Sohn: Das kann man nicht einfach weglassen und glauben, man könne auch so das Evangelium erhalten.

Das ist die Voraussetzung, um überhaupt zu verstehen, was besonders ist an Jesus Christus. **Das Faszinierende an der Menschwerdung Gottes ist, dass der unsichtbare Gott plötzlich sichtbar, erfahrbar wurde.** Wenn wir die Evangelien lesen, dann spüren wir, wie Menschen mit ihrem Lebenshunger, mit ihren Schmerzen, mit ihrer Verzweiflung zu Jesus kamen. Menschen, die oft gar nicht fromm waren, die sich gar nicht religiös verstanden, fühlten sich plötzlich angesprochen. Sie hatten verstanden: Die Suche nach dem Leben ist in Wahrheit die Suche nach Gott. **Und die Suche nach Gott ist die Suche nach der Liebe. Und die Suche nach der Liebe ist erfüllt in Jesus Christus.**

Er heilte Kranke durch sein Wort, durch seine Berührung, durch seinen Blick. Verzweifelte bekamen in seiner Gegenwart plötzlich wieder Mut. Diejenigen, die sich in eigener Schuld verrannt hatten, erlebten etwas, was sie zuvor nie erfahren hatten: dass er sie annahm, wie sie waren. Und er sprach von seinem himmlischen Vater und machte es ihnen gewiss: Euer himmlischer Vater, der Schöpfer, liebt euch! Euch persönlich, euch selbst und zwar so, wie ihr seid, nicht nur so, wie ihr sein solltet. Die Gerechten gehörten schon immer zu den Gerechten. Die, die sich bemühten Gottes Wille zu tun, wurden schon immer auch in der Synagoge anerkannt. Jesus aber war „ein Freund der Sünder und Zöllner“, wie seine Gegner spotteten. Das heißt, dass er jedem Menschen offen begegnete.

Was Jesus lebte und als Botschaft seines Vaters brachte, können wir neuzeitlich sehr schön auf den Punkt bringen. Denn inzwischen unterscheiden auch Pädagogen und Psychologen zwischen zwei ganz verschiedenen Arten menschlicher Begegnung. Es gibt normalerweise – und das ist uns allen vertraut – die Zuwendung, die an Bedingungen geknüpft ist, eine bedingte Zuwendung, eine konditionierte Liebe. So ging es mir schon als kleiner Junge: Als ich in die erste Klasse kam, stand die Lehrerin strahlend an der Tür und lächelte uns alle von ganzem Herzen an. Das hatte sie in der Pädagogischen Hochschule sicher so gelernt, dass sich Kinder, wenn man ihnen Vertrauen entgegenbringt, besser entwickeln. Aber schon nach vier Wochen habe ich gemerkt, dass es da doch Unterschiede gab. Beliebt waren diejenigen unter uns, die immer brav taten, was die Lehrerin wollte: Die artig waren und ihre Hände falteten. Nicht aber wir, die wir wüst und ungestüm waren, die wir lebenshungrig waren und aneckten. Was haben wir uns im Laufe unseres Lebens nicht Anerkennung gewünscht und gleichzeitig gelernt, wie wir um Anerkennung kämpfen müssen.

Und das andere? Die nicht-konditionierte Liebe, die nicht-bedingte Zuwendung? Das bedeutet, dass jemand einen anderen liebt, wie er ist. Als Person, nicht wegen seines Wohlverhaltens. Ihn bejaht, nicht nur wenn er gehorsam ist. Wir können ja mal überlegen, wie viele Menschen uns in unserem Leben einfallen, von denen wir spontan sagen würden: Die haben uns so geliebt. Nicht mein Verhalten, nicht meine Anpassung, nicht die Erwartungserfüllung, sondern mich persönlich. Mir fällt spontan eine meiner Großmütter ein. Wenn wir damals in Köln die Treppen in den dritten Stock hochliefen, jauchzte sie uns schon mit ihrer heiseren alten Stimme freudig entgegen. Und wir wussten: Wir sind geliebt, wir sind angenommen. Sie freut sich, und zwar nicht, weil wir ihr helfen, in der Küche zu putzen – das ergibt sich von selber: wo man glücklich ist, hilft man auch –, sondern sie freut sich einfach nur, weil wir da sind, weil sie uns liebt.

Der Vater Jesu Christi ist ein Gott, der uns unbedingt liebt. Israel und die Völker. Die Gerechten und die Ungerechten. Und nicht nur die Gläubigen – nein, er liebte uns schon, lange bevor wir überhaupt gläubig waren. Der Epheserbrief treibt es auf die Spitze: Wir sind in Christus durch Gott schon erwählt, bevor die Welt überhaupt grundgelegt war (Epheser 1,4). Da kann jetzt wirklich keiner sagen, dass er da schon mitgewirkt habe! Deshalb spricht auch das Johannes-Evangelium davon, dass jemand nur dann das ewige Leben hat und Gott wirklich versteht, wenn er aus Gott geboren ist – Johannes sagt wörtlich: wenn er aus Gott gezeugt ist.

Das ist es, was wir brauchen: Bejaht, gewollt, angenommen sein, bevor wir etwas leisten können.

An der Universität und als Referent werde ich immer wieder mal angesprochen, auch in E-Mails. Einmal schrieb mir jemand, als ich von Gottes unbedingter Liebe in Christus gesprochen hatte, dass er das noch nie gehört habe und dass das das Gegenteil seiner Biographie und Erfahrung sei. Seine Eltern hatten ihm gesagt, dass sie ihn eigentlich abtreiben lassen wollten und wünschten, es getan zu haben. Der war kein Verbrecher, der hatte nichts ausgefressen, er war einfach nur nicht gewollt. Was Christus uns sagt und was er alleine uns – und diesem jungen Mann – verbindlich zuspricht und mit seinem eigenen Leben garantiert: Ich liebe dich. Und ich sage es dir im Namen meines himmlischen Vaters: Ich will dich, und ich wünsche mir Gemeinschaft mit dir.

Selbst Gläubigen fällt es schwer, das Evangelium so evangelisch zu glauben. Selbst Gläubigen geht es so, dass sie sagen: Der Zöllner, der es nicht besser wusste, die Sünderin, die es nicht besser wusste, die bekommen bedingungslos ihre Sünden vergeben. Aber jetzt, nachdem wir Vergebung bekommen haben, haben wir doch wieder unseren alten himmlischen Vater, der sagt: Die Gnade ist Vergangenheit, jetzt kommt wieder das Gesetz, und am jüngsten Tag zählt alleine das, was du aus der Gnade gemacht hast. Nein, Gottes Liebe meint uns voraussetzungslos und bedingungslos.

Ist das nicht naiv? War Jesus nicht ein Träumer?

Wenn einer kein Träumer war, dann Jesus Christus. Er hatte vom ersten Tag an seiner Hinwendung zu den Menschen Ärger wegen seiner Liebe und Zuwendung. Die Gegner spürten das Potenzial der Religionskritik, das in seinem Gottesverständnis lag. Sie spürten,

was das ändert, wenn Menschen nicht mehr verfügbar sind in der Religion. Wenn jeder unmittelbar mit Gott verbunden ist und sich von Gott geliebt und bevollmächtigt weiß. Wenn wir Schwestern und Brüder Jesu werden durch Jesus und sein Evangelium, dann werden wir plötzlich emanzipiert, dann werden wir erwachsen, dann sind wir nicht mehr leicht regierbar. Nein, Jesus ist verfolgt worden von der weltlichen und der religiösen Macht. Denn was diese Welt mehr irritiert als aller gerechter Zorn ist: wenn ihr segnet, wo ihr verflucht werdet, wenn ihr bittet für Menschen, die euch verfolgen, wenn ihr liebt, wo ihr gehasst werdet.

Wir verändern die Welt nicht mit Gewalt. Jesus hat die Welt nicht mit Gewalt überwunden, er hat sie mit Liebe, mit Versöhnung, mit Zuwendung im Namen seines Vaters beschenkt und überwunden. Er ertrug ihre Ablehnung und ihren Hass und er trug ihre Sünde und Schuld bis zu seinem Sterben, seinem Sterben für uns am Kreuz. Er hat unsere Feindschaft und Einsamkeit besiegt, indem er uns so sehr liebte, dass er sich mit seinem eigenen Leben für uns einsetzte.

Es ist etwas Faszinierendes mit der voraussetzungslosen und bedingungslosen Liebe, dass sie nämlich niemals folgenlos bleibt. Wo ein Mensch geliebt wird, wie er ist, wo er gesegnet wird, obwohl er selbst aggressiv flucht, da sammeln wir Asche auf sein Haupt, da fällt es auch dem Aggressiven schwer, ohne Liebe zu bleiben.
Das heißt: **Die voraussetzungslose und bedingungslose Liebe Jesu Christi bleibt niemals folgenlos.** Was das Gesetz in unserem Leben nicht erreicht, das spüren wir plötzlich unter der befreienden Liebe Gottes. Ich erinnere mich noch gut an ein Gespräch mit einem anderen Studenten, der sagte: Herr Eckstein, das geht ja nicht. Wo kommen wir denn da hin, wenn wir die ganze Zeit von der Gnade und von der Liebe reden? Wenn ich tatsächlich nicht mehr unter dem Gesetz bin, sondern unter der Gnade, dann kann ich ja tun und lassen ... Man soll seinen Schülern und Studenten nie ins Wort fallen, in diesem Moment habe ich es aber doch getan: Richtig: Da kann ich tun und lassen ... was Christus will! Wer frei ist vom Gesetz, wer frei ist in der Gnade, der kann endlich das tun, was er schon immer sollte.

Wer unter der Gnade lebt, kann tun und lassen … was Christus will.

Der Zöllner Zachäus wird angenommen und geliebt, wie er ist. Es wird ihm Gemeinschaft geschenkt, obwohl er nach wie vor ein Gauner ist. Jesus segnet ihn und sein Haus durch seine Gegenwart. Das verändert ihn so, dass er sein Leben verändern will.
Die Sünderin wird angenommen von Jesus und kann anschließend anders leben.

Solus Christus – Christus alleine. Nennt mir einen Gott in der ganzen Religionsgeschichte, nennt mir einen Propheten, nennt mir einen Messias, der einen solchen Gott verkündigte wie Jesus Christus. Der herrschte, indem er diente, der auf Gewalt verzichtete und sich selbst unter Einsatz seines Lebens zuwandte und darin die Menschen überwand. ■

Sie sahen niemand als Jesus allein

Von Michael Bammessel

3. Oktober 2012 – das ist ein Tag, an dem wir dankbar sein können. Dankbar für das Geschehen der Wiedervereinigung, dankbar aber auch dafür, dass dieser Festtag heute hier in München mit einem großen Gottesdienst begangen wurde. Die Spitzen der Politik waren dabei und hörten – Gottes Wort! Ein Gottesdienst, der im Fernsehen und auch auf Plätzen übertragen wurde und dann mit einem mächtigen „Großer Gott, wir loben dich“ endete.

Doch die Frage bleibt: Wie tief reicht in unserer Gesellschaft die Dankbarkeit gegenüber Gott denn wirklich? Ob das Fest der Wiedervereinigung auch in zehn Jahren noch mit einem Gottesdienst gefeiert wird? Welches Denken bestimmt unser Land?

Eine kleine Erfahrung ist mir da zu einem Symbol geworden und hat mich nachdenklich gemacht: Ich war bei einer großen Sitzung im Sozialministerium. Im Saal hing, was nicht mehr selbstverständlich ist, ein Kreuz an der Wand. Aber genau über dem Kreuz hing noch etwas anderes: Eine Uhr. Ich empfand das als ein Symbol: Ja, der Gekreuzigte ist schon wichtig, er gehört auch zu unserer Kultur, aber ist er wirklich das Wichtigste? Oder lassen wir uns in Wahrheit mehr durch anderes bestimmen, wie eben den Blick auf die Uhr?

Diese Frage müssen wir uns zuallererst selbst stellen. Als Christen, die ganz bewusst mit Jesus Christus unterwegs sind. Hängt bei uns vielleicht innerlich auch die Uhr über dem Kreuz? Sind wir in unseren Gemeinschaften nicht oft so mit unserem eigenen Programm ausgelastet, mit unseren vielen guten Ideen, mit unserem Bemühen, die Menschen mit immer wieder neuen Ansätzen auch missionarisch und diakonisch zu erreichen, unsere Gesellschaft wie das Salz der Erde zu durchdringen – so sehr, dass wir mit hängender Zunge nur noch Zeit haben um unser eigenes Programm zu bewältigen? Ist wirklich noch die Ruhe da, um die Mitte die Mitte sein zu lassen? Jesus Christus! Wie gesagt: Das ist zunächst mal eine Frage an uns selber.

Ist wirklich noch die Ruhe da, um die Mitte die Mitte sein zu lassen?

Auch in der Diakonie erlebe ich, wie viele Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen unglaublich unter Druck stehen: Die Taktung in der sozialen Arbeit ist immer enger gestrickt, die finanziellen Vorgaben sind immer knapper, die Anforderungen immer höher. Auch da hat man den Eindruck, dass die Uhr über allem hängt. Eben auch über dem Anliegen, den Menschen zum Beispiel im Pflegeheim mehr zu geben als nur „satt und sauber“: ein wenig Zuwendung oder die Zeit, um miteinander ein Vaterunser zu beten.

Die Uhr scheint zum Gott geworden zu sein in unserem Land. Ich denke mir manchmal, ob wir nicht, bevor wir in die Kirche gehen, unsere Uhren ablegen sollten. Wäre das nicht ein Akt der Befreiung? Wir könnten erfahren, dass der „Gott Zeitdruck“ nicht auch noch in unserer Kirche und in unseren Zusammenkünften die Herrschaft

haben muss. Wie leicht erwische ich mich dabei, dass mir als Pfarrer im Gottesdienst der Gedanke durch den Kopf schießt: „O weh, was für ein langes Vorspiel hat sich denn der Organist heute ausgesucht. Und die Lesung aus dem Alten Testament ist ja auch so lang ...“ Ich habe mir daher vorgenommen, dass ich im Gottesdienst, wenn die Glocken geläutet und wir im Namen des dreieinigen Gottes begonnen haben, nicht mehr auf die Uhr schaue, solange wir in Gottes Gegenwart zusammen feiern.

Wir brauchen in unserer Zeit die Einfachheit, die Klarheit und die Konzentration.

Wir brauchen in unserer Zeit die Einfachheit, die Klarheit und die Konzentration. Es gibt auch eine Sehnsucht danach, selbst wenn wir oft anders leben, auch in der Kirche. Viele Sitzungen, an denen wir teilnehmen, sind sicher notwendig; auch die Themen, die wir behandeln, sind wichtig. Aber wir haben doch die Sehnsucht, dass wir wieder den Kopf frei kriegen. Für die Mitte, für das, von dem alles andere lebt. Ich stelle mir das so vor wie eine Bergwanderung. Man lässt die dicke Luft des Tales einmal hinter sich, mitsamt dem Autoverkehr, den Staus und der Hektik und steigt auf den Berg. Je höher man kommt, desto weiter wird der Blick, desto reiner wird die Luft, und die Sonne verleiht allem so klare Konturen. So bekommt man auch den Kopf wieder frei.

Auf solch eine Bergwanderung möchte ich Sie nun mitnehmen – und dazu müssen wir noch nicht mal mit dem Auto in Richtung Berge fahren. Wir wollen einen Weg mitgehen, den Jesus gegangen ist. Er war ja

auch unglaublich eingedeckt mit den Problemen seiner Zeit. In manchen Bibelszenen ist zu spüren, dass es auch Jesus manchmal zu viel wurde, mit all den Anforderungen, die auf ihn eingestürmt sind. So ist er nun einmal mit drei der Jünger, die ihm am allernächsten standen, auf einen hohen Berg gewandert: Petrus, Johannes und Jakobus. Sicher sind sie beim Wandern ins Schwitzen gekommen, aber als sie dann oben waren – die Tradition geht davon aus, dass es der Berg Tabor war – tat sich ihnen ein wunderbares Panorama auf. Der Blick weitete sich.

Wie sie ihre Augen vom Tal abwenden, verändert sich aber auch dramatisch ihr Blick auf den Meister. Drunten hatte er sie erst vor kurzem in Verwirrung gestürzt, als er ihnen gesagt hatte, dass ihm Leiden bevorsteht. Das hatte Angst, Widerstand und Konfusion in ihren Herzen ausgelöst. Doch hier auf dem Berg ist kein Dunkel mehr: Als sie ihren Meister anschauen, ist er plötzlich ganz verwandelt: Er leuchtet wie von innen heraus, seine Kleider und sein Gesicht strahlen wie die Sonne. Er steht wie in einem überirdischen Glanz. Es ist so, als würde endlich die Herrlichkeit und Größe,

die die Jünger immer geahnt hatten, aber nie beschreiben konnten, plötzlich vor ihren Augen sonnenklar aufgehen.

Und es stehen plötzlich zwei Gestalten neben Jesus: Mose und Elia. Mose, der das Volk Israel in die Freiheit geführt und ihnen das Gesetz gegeben hat. Und Elia, jener Eiferer für den Herrn, der in einer ganz kritischen Zeit für den Ein-Gott-Glauben gekämpft hat. Zwei Männer, die eigentlich längst tot sein müssten, stehen neben Jesus. Wahrscheinlich hat es die Jünger erst mal ein bisschen gegruselt. Andererseits ist es herrlich, Jesus im Kreis dieser legendären Gottesmänner zu sehen. Schnell sagt Petrus: Können wir diesen Moment nicht festhalten? Einen Moment solcher Herrlichkeit und Klarheit! Wir frieren sozusagen die Szene ein, und wir gehen auch nicht mehr hinunter von diesem wunderbaren Berg.

Ich kann sehr gut verstehen, was Petrus bewegt: Aus dieser Klarheit wollen wir nie wieder weg. Nicht wieder zurück ins Getümmel unten im Tal, wo es so viele Unklarheiten und Debatten und Schwierigkeiten gibt. Allerdings schreibt Markus hier: Petrus wusste nicht, was er da redete. Stattdessen redet nun ein anderer. Eine Stimme, es kann nur die Stimme Gottes sein, sagt: „Das ist mein geliebter Sohn, den sollt ihr hören.“

Eigentlich ist das ein Affront. Den sollt ihr hören. Nicht Mose und nicht Elia. Gott selber erklärt zwei seiner wichtigsten Gesandten zu Nebenfiguren. Hat nicht Israel die ganzen Jahrhunderte nur überlebt, indem es auf Mose hörte, auf sein Gesetz? Hat nicht Israel immer in der Spur des Elia gelebt, der ihnen sagte: „Es gibt nur einen Gott. Tut alle Abgötterei weg.“ Und jetzt sagt Gott: „Das ist mein geliebter Sohn, den sollt ihr hören.“ Kein Wort mehr von Elia und Mose. Und dann heißt es auch noch ausdrücklich: Als sie ihre Augen auftaten, sahen sie niemanden als Jesus allein.

Der Blick auf Jesus allein – das ist die Konzentration, die Freiheit und die Klarheit, von der alles ausgeht, was wir Christen brauchen. Das heißt nicht, dass die anderen Dinge nicht wichtig und nicht von Gott gesandt wären. Denken Sie an Mose: Man kann nur bewundern, wie sein Gesetz durch die Jahrhunderte das Volk Israel getragen hat. In der intensiven Beschäftigung mit der Tora, die im Judentum praktiziert wird, ist ein großartiges Ernstnehmen des Wortes Gottes spürbar, vor dem man nur Hochachtung haben kann. Und doch sagt Gott jetzt: Das muss zur Seite treten, es bekommt eine Nebenrolle. Ich denke, dass auch manches, was wir an Debatten führen – denken Sie an die Debatten um das Zusammenleben gleichgeschlechtlicher Paare – zwar sehr wichtig ist; aber es muss doch die Nebenrolle bleiben. Nicht in dem Sinn, dass wir sagen, „Soll‘s halt jeder machen, wie er meint“ – nein. Man muss über Fragen, wie das Leben als Christ zu gestalten ist, ganz intensiv ringen und gut aufeinander hören und sich sehr ernst nehmen. Aber eben unter der Überschrift: Das ist „Mose“, das ist Nebenrolle. Wir dürfen dadurch keinesfalls den Blick

Der Blick auf Jesus allein – das ist die Konzentration, die Freiheit und die Klarheit, von der alles ausgeht, was wir Christen brauchen.

verlieren für das Zentrum, für Christus, von dem alles ausgeht.

Ähnliches gilt auch für Elia. Ich weiß manchmal nicht, ob ich ihn bewundern soll, oder ob ich mich innerlich distanzieren soll von ihm. Ein Mann allein auf verlorenem Posten, der an dem alten Glauben an den einen Gott Israels festhielt, als das überhaupt nicht im Trend lag, sondern der Polytheismus „in“ war. Elia hatte den Mut dagegen anzugehen. Das ist bewundernswert. Aber die Mittel? Denken Sie daran, dass er die ganzen Baalspriester töten ließ, als er einen Moment des Triumphs erlebte. Das wird in der Bibel nicht kritisiert, und ich will es auch nicht kritisieren. Aber ich schaudere davor zurück: Das kann doch bestimmt nicht mehr unser Weg sein. Wir müssen sagen: Elia, das war deine Zeit, wir leben jetzt in der Christus-Zeit. Was dir, Elia, wichtig war, leben wir jetzt in ganz anderer Form.

Denken wir an die Auseinandersetzungen, in denen wir uns heute auf dem religiösen Feld befinden, an die Herausforderungen durch andere Religionen, aber auch durch eine neue, aggressive Religionsverachtung. Zuletzt haben wir das bei den Diskussionen um jenen islam-feindlichen Film im Internet gespürt, als viele Muslime auf die Straße gegangen sind. Dass das zum Teil mit Gewalt geschehen ist, ist in keiner Weise akzeptabel. Aber ich habe Verständnis für diejenigen, die nicht wollen, dass das, was ihnen besonders heilig ist, in den Schmutz gezogen wird.

Auf einem Foto sah ich eine muslimische Frau mit einem Plakat: „Nein zur Beleidigungsfreiheit“. Ja, das könnte ich auch unterschreiben. Können wir es einfach so hinnehmen, dass unsere Zeit es für nötig hält, alles und jeden durch den Schmutz zu ziehen? Ob es Politiker sind, oder Religionen, ob es der Papst ist, Jesus Christus oder eben Mohammed? Alles wird durch den Kakao gezogen, karikiert, lächerlich gemacht oder sogar übel geschmäht. Ich würde sagen: Ja zur Meinungsfreiheit, aber nein zur Beleidigungsfreiheit. Ich bin zwar nicht der Ansicht, dass wir einen veränderten Blasphemie-Paragraphen brauchen, weil das viel zu schwierig zu handhaben ist. Aber ich wünsche mir, dass in unserem Land wieder ein neuer Respekt einkehrt. Nicht nur was Religionen betrifft, sondern auch, was Menschen und ihre Würde betrifft.

In diesem Punkt fühle ich mich nahe bei den friedlich protestierenden Muslimen, Eines unterscheidet uns aber doch. Als Christen wissen wir, dass es von Anbeginn das Los von Jesus Christus war, herabgewürdigt zu werden. Das Kreuz selber war nichts anderes als der Versuch, Jesus nicht nur zu töten, sondern ihn auch zu verunglimpfen, ihn zu beschämen: er hing ja nackt am Kreuz, in aller Öffentlichkeit. Und die erste Zeichnung des Kreuzes, die man bei Ausgrabungen in Rom gefunden hat, zeigt bekanntlich Jesus am Kreuz mit einem Eselskopf. Daneben ein Christ, von dem es heißt: „Alexamenos betet (seinen) Gott an“.

So sehr wir als Christen gegen die Diffamierung des Glaubens, die Beleidigung Gottes selbst aufstehen werden, müssen wir doch gleichzeitig wissen: Es war von Anfang an sein Schicksal, immer wieder in den Schmutz getreten zu werden. Deswegen werden wir an diesem Punkt nicht handeln können wie hitzige Muslime, die auf Herabwürdigung ihres Glaubens mit Gewalt antworten. Da zieht sich eine Wasserscheide zwischen den Religionen hindurch. Für Muslime sind Allah und sein Prophet immer weit erhöht und getrennt von den menschlichen Niederungen. Alles, was Gott ins Getümmel des menschlichen Lebens hinabziehen will, ist für Muslime eine Lästerung. Als Christen wissen wir dagegen, dass Christus gleichzeitig der Höchste ist, von dem das Licht ausgeht, und der, der in den Dreck hinabgestiegen ist, um die Menschen dort zu erreichen und um ihnen gerade dort beizustehen.

Hier zeigt sich tatsächlich ein Unterschied zwischen den Religionen. Man kann mit Hochachtung von den Muslimen sprechen, das sollten wir auch. Aber alles in einen Topf zu werfen und zu meinen, es sei letztlich alles das gleiche, das würde genau das Größte zur Seite schieben, das wir haben: Eben Christus! Weil er allein derjenige ist, der in Gottes Namen nach unten gestiegen ist. Eben dies hat Jesus auch seinen Jüngern in der Szene zugemutet, über die wir heute nachdenken. Erst waren sie oben in der Klarheit auf dem Berg und sahen niemanden als Jesus allein. Doch dann ging es sofort hinunter ins Getümmel. Mitten hinein in den Streit der Theologen, mitten hinein in das Leid der Welt. Markus berichtet es höchst anschaulich und kontrastreich.

Ein Gedanke ist mir in all dem noch wichtig. Man könnte diesen Satz „Sie sahen niemand als Jesus allein“ für eine fürchterliche Verengung halten, für einen harschen Dogmatismus, dem man entgegenhalten müsste: Seid doch nicht so eng. Warum immer nur die Beschränkung auf einen einzigen Punkt? Doch es ist genau umgekehrt: Wer auf Jesus allein schaut, wird ungemein weitsichtig und weitherzig. Weitsichtig, weil er von Jesus aus in die Welt schaut mit ihren auch intellektuellen Fragen und Problemen. Die Konzentration auf Christus führt in eine unglaubliche Freiheit des Denkens. Vor allem aber führt sie in eine Weite des Herzens, weil Jesus selber diese Weite des Herzens verkörpert. Als er vom Berg der Verklärung herabsteigt, trifft er auf einen verzweifelten Vater, der um Hilfe für seinen kranken Sohn bittet: Wenn du etwas kannst, dann hilf mir, sagt er in seiner Verzweiflung. Eigentlich nicht sehr freundlich gegenüber Jesus. Und doch sagt Jesus zu ihm: Alles ist möglich dem, der glaubt. Der Vater, der um seinen schwachen Glauben weiß, antwortet: Das schaffe ich nicht allein; das einzige, was ich noch glauben kann ist, dass du mir in meinem Unglauben hilfst. Dieses bisschen Glaube reicht Jesus, weil er ein ganz weites Herz hat. Er hilft der Familie, und der Sohn wird gesund.

Die Konzentration auf Christus führt in eine unglaubliche Freiheit des Denkens. Vor allem aber führt sie in eine Weite des Herzens, weil Jesus selber diese Weite des Herzens verkörpert.

Diese Art der Barmherzigkeit gewinnt man allein, wenn man auf Jesus schaut. Wer in seiner Nachfolge unterwegs ist, wer ihn sieht, der lernt bei ihm, ein ganz großes Herz für die Menschen mit ihren vielfältigsten Regungen und Schicksalen zu bekommen. Allein

auf Jesus zu sehen macht also nicht eng, sondern weit.

Liebe Schwestern und Brüder, die Widersprüche, Verwirrungen und Belastungen des Lebens werden uns bleiben. Aber wenn wir ab und zu auf den Berg steigen, in unserer stillen Zeit oder an Tagen wie heute, und wenn wir wieder klar sehen, was eigentlich in der Mitte steht und von wem eigentlich das Licht ausgeht, dann wird das auch das verändern, was wir dann unten im Alltagsgetümmel tun. ■

In keinem anderen ist das Heil

Auszüge aus einer Predigt beim Christustag in Straubing

Von Pfarrer Gerhard Muck

„Een shem achèr“ – „Kein anderer Name unter dem ganzen Himmel ist den Menschen zur Rettung gegeben als der Name des Messias Jesus...“ singen die Geschwister einer messianischen Gemeinde in Tel-Aviv. Das Lied ist bei ihnen entstanden unter enormem Druck der ultraorthodoxen jüdischen Fraktion, die alles daran setzt, die Verkündigung von Jesus, dem Messias zu unterdrücken.

Internet-Terror mit Hacker-Angriffen, üble Verleumdungen bis hinein in die Medien, Anklagen wegen „unerlaubter Mission“ in einem bewusst demokratischen Staat mit Religionsfreiheit, Anschläge auf das Gemeindezentrum – einige Pläne wurden rechtzeitig entdeckt und konnten verhindert werden, doch einmal entstand erheblicher Sachschaden durch eine Benzinbombe. Trotz dieser Schwierigkeiten bekennen sie Jesus Christus als ihren Messias und schämen sich nicht dafür, dass sie als unwürdige Bürger angeschaut und gehasst werden, dass sogar versucht wird, einigen wegen ihres Bekenntnisses zu Jesus die Staatsangehörigkeit abzuerkennen. Trotz alledem beten sie für ihre Volksgenossen, auch für die ultra-orthodoxen, die sie verfolgen.

„Und stell dir vor“, so erzählt mir der Jugendleiter: „Jesus ist so gewaltig am Werk, dass er wieder einem bisher orthodoxen jüdischer Rabbiner die Augen dafür geöffnet hat, dass er tatsächlich der Messias und Sohn Gottes ist. Dieser Mann hat die Seiten gewechselt wie damals Paulus.“

„Wir können es nicht lassen, von dem zu reden, was wir gesehen und gehört haben“, bekannten Petrus und Johannes um das Jahr 30. Es waren wahrscheinlich nur wenige Wochen vergangen, seit Jesus der Auferstandene in die Dimensionen der für uns unsichtbaren Welt Gottes entrückt wurde; nur wenige Wochen seit er im Heiligen Geist von Jerusalem aus an Pfingsten seine Gemeinde hat entstehen lassen. Die Apostel behielten ihre Gewohnheit bei, regelmäßig in den Tempel zu gehen. Dort saßen am Tor Behinderte, die für ihren Lebensunterhalt Geld erbetteln sollten. Eines Tages wussten sich Petrus und Johannes vom Heiligen Geist gedrängt, einem

Gelähmten zu helfen, der in seinem ganzen Leben noch nie laufen konnte. Geld hatten sie nicht. So konnten sie nur im Namen Jesu um seine Heilung bitten und wurden erhört. Der Lahme sprang im Tempel herum und lobte Gott. Die Menschen, die ihn kannten, wunderten sich, weil sie ihn noch nie so gesehen hatten. Nun war die Gelegenheit, auch der Auftrag, von Gott zu reden. Petrus und Johannes bezeugten, dass es Jesus war, der Gekreuzigte und Auferstandene, der den Lahmen gesund gemacht hatte. Sie mussten auch davon reden, dass jeder Mensch ohne eine lebendige Beziehung zu Jesus verloren ist.

Das war den religiösen Führern entschieden zu intolerant. Denn wenn das stimmte, wären ja auch sie verloren. Deshalb sperrte man die beiden Apostel über Nacht ein, um ihnen den Prozess zu machen, was in Apostelgeschichte 4, 5-20 geschildert wird. Vier Punkte werden dabei deutlich.

1. Jesus Christus, den Gekreuzigten und Auferstandenen zu bezeugen, kann gefährlich werden.

Was damals passiert ist, geschieht heute fast überall auf der Welt. Sogar in einem freien, demokratischen Land wie Israel erleben Menschen, die sich zu Jesus dem Sohn Gottes bekennen, Verachtung, Schikanen und zum Teil auch Druck. Ganz zu schweigen von Diktaturen wie in Nordkorea, wo der Herrscher von seinen Leuten verlangt, dem Standbild seines Großvaters Kim-Il-Sung Ehre zu erweisen. Wer das verweigert, weil er seine Knie nur vor Jesus Christus beugt, kommt ins Straflager. Viele Christen kommen von dort nicht mehr lebendig heraus.

2. Trotz Drohungen und Gefährdung wirkt der Auferstandene durch seine Zeugen.

Die Menschen sehen: Der Preis, den man für das Bekenntnis zu Jesus zahlen muss, ist hoch. Trotzdem wächst die Gemeinde Jesu im Untergrund. Jesus hat versprochen, dass die Pforten der Hölle seine Gemeinde nicht überwältigen können. Heute sehen wir das in China: Die furchtbaren Gewalttaten an Christen während der so genannten „Kulturrevolution“ und danach haben nur umso deutlicher die Kraft des Geistes Jesu gezeigt. Ein chinesischer Bibelschmuggler, der gefragt wurde, ob er denn nicht wisse, dass dies sein Leben kosten könne, sagte damals: „Dann bin ich nur noch eher bei meinem Herrn.“

3. Mission geschieht auch vor dem Religionsgericht, weil der Geist Jesu in den Seinen am Werk ist.

Die Mächtigen und Klugen werden ratlos

vor dem Handeln Gottes. Das Religionsgericht in Jerusalem damals musste zugeben: Was hier geredet wurde und geschah, kann man nicht Menschen zuschreiben, hier ist eine höhere Kraft am Werk. Ein Freund ist in einem muslimischen Land Christ geworden. Der Geheimdienst wurde auf ihn aufmerksam und verhörte ihn. Im Laufe des Verhörs, bei dem mein Freund den Eindruck hatte, dass Gott ihm die Worte in den Mund legt, sagte einer der Richter: „Du klingst so überzeugend. Willst du mich wohl auch zu einem Christen machen?“ Dieser Richter spürte etwas von der Kraft des Geistes Jesu und wurde selbst davon angerührt. Weil er sich fürchtete, gegen den lebendigen Gott zu handeln, plädierte er für Freispruch.

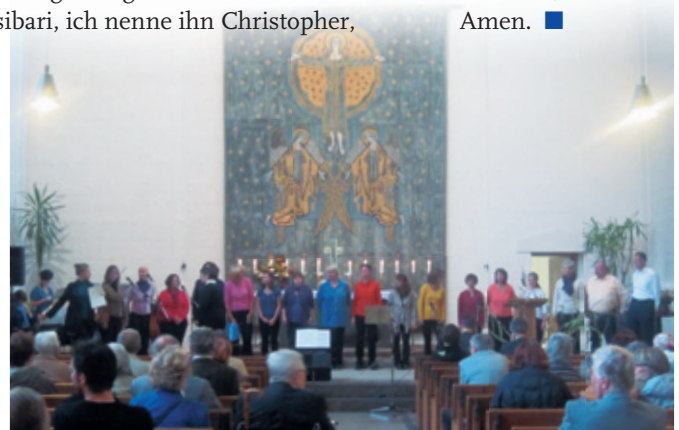
4. Wir brauchen Prioritäten des Gehorsams

Petrus und Johannes stellen als Angeklagte ihre Richter vor das Gericht Gottes. Sie machen ihren Richtern deutlich: Auch ihr braucht Jesus den Gekreuzigten und Auferstandenen, denn es geht um das ewige Leben. Am Ende wird nur noch zählen, ob wir ihm gehorcht haben. Vor ihm müssen sich auch alle, die jetzt noch das Sagen haben einmal verantworten.

Vor wenigen Tagen war ich mit einem Sansibari, ich nenne ihn Christopher, zusammen. Er war Polizist und als Muslim auf dem Weg, Christ zu werden. Er erzählte mir von einem tiefgreifenden Erlebnis: Auf der Wache hatte er eine Bibel vor den Schmähreden seiner Kollegen in Schutz genommen. Als ihm ein Kollege mit einer automatischen Waffe drohte, sie entsicherte und auf ihn zielte – er wäre mit 30 Schuss durchlöchert worden – konnte Christopher nur sagen: „Ich weiß, wo der Weg hin geht. Ich habe aber Angst um dich. Wo willst du die Ewigkeit verbringen?“ Der Kollege brachte es nicht fertig, den Abzug zu ziehen, obwohl er sich darum bemühte, und wurde schließlich von seinen Kollegen überwältigt.

Es muss nicht so dramatisch sein. Ich war einmal in einer Situation, wo mir ein Vorgesetzter drohte, weil ich ihm widersprechen musste. Da musste ich ihm antworten: Mein erster Gehorsam gilt Gott und seinem Wort. Im Konfliktfall möchte ich ihm gehorchen und nicht einem Menschen – egal, was mir passiert. Im Stillen betete ich für mich: Herr Jesus, lass deinen Geist so stark in mir sein, dass ich der Versuchung widerstehen kann, Menschen mehr zu fürchten als Dich und Dein Wort!

Das ist auch mein Gebet und meine Bitte für Euch, liebe Geschwister in Christus. Amen. ■



Erfahrungen beim „Marsch für das Leben“ in Berlin

Von Dieter Loest
(Fotos von Werner Thiele, Pro Vita)

Wenn ich Menschen frage, ob sie den Artikel 1 unseres Grundgesetzes bejahen („Die Würde des Menschen ist unantastbar“), bekomme ich mehrheitlich zustimmende Antworten. Wenn ich die Würde der Person auf das ungeborene Leben eingrenze und um eine Stellungnahme zur Realität der Abtreibung in Deutschland bitte, wird das Gespräch schon schwieriger. Gerade weil die Abtreibungspraxis in unserer Gesellschaft weithin akzeptiert wird, leisten Lebensrechtsorganisationen einen wichtigen Beitrag, auf das Recht zum Leben für die Ungeborenen hinzuweisen, so beim Marsch für das Leben, an dem sich in diesem Jahr nach Polizeiangaben 3.000 Menschen beteiligt haben.

Die Kundgebung vor dem Bundeskanzleramt war geprägt von Berichten, wie dem einer 17jährigen Mutter, der nahe gelegt worden war, ihr Kind abzutreiben, die diesem „Rat“ aber nicht folgte und heute glückliche Mutter ist. Bei dem anschließenden Zug zum Brandenburger Tor, zum Potsdamer Platz und durch die Innenstadt bis zur St. Hedwigs Kathedrale (in der der abschließende Gottesdienst stattfand) trugen die Teilnehmer weiße Kreuze als Symbol für die getöteten Kinder. Stets unter massivem Polizeischutz – angesichts demonstrierender Linksradikaler. Was für ein Kontrast, als die Teilnehmer gegen Ende des Marsches das Lied „Amazing grace“ intonierten, während die Gegendemonstranten „Go to hell“ schrien, oder „Hätte Maria abgetrieben, wärt ihr uns erspart geblieben“. Und doch sind wir dankbar für die Möglichkeit, mitten in Berlin eine Lanze für das Leben zu brechen. Positiv auch, dass einige prominente Politiker und Kirchenvertreter Grußworte schickten (so Volker Kauder und die Berliner Bischöfe Rainer Maria Woelki und Markus Droege)– vielleicht könnten sich künftig auch mehr von ihnen an dem Marsch beteiligen.

Zum Programm des Wochenendes gehörte übrigens noch ein interessanter Vortrag des katholischen Sozialwissenschaftlers und Ethikers Manfred Spieker. Er entfaltete darin Fragen des Lebensschutzes bis hin zur Thematik der „Sterbehilfe“ und der Organspende. Christen sollten der Kunst der „ars moriendi“ den Vorzug geben, so Spieker; Sterben habe etwas mit Selbsthingabe zu tun, an den Gott, in dessen Hand wir uns geborgen wissen dürfen. Das Argument der Selbstbestimmung des Menschen, erweise sich in den Grenzsituationen als sehr brüchig. Die Sicht, den Menschen sozusagen als „Ersatzteillager“ zu sehen, sei zutiefst unchristlich. Er machte deutlich, dass in Europa (einschließlich Deutschlands) das Tabu der Euthanasie zu bröckeln beginne.

Es bestehe ein innerer Zusammenhang vom Schutz des Lebens an seinem Beginn und an seinem Ende.

Außerdem sahen wir in einem Filmbeitrag eine Entgegnung zu einer „Kontraste“-Sendung, in der Lebensschützer in ein schiefes Licht gerückt worden waren. Der Beitrag von „Kontraste“ zeichnete sich durch Verdrehung der Fakten und Desinformation aus. Es ist leider erschütternd, wie in den Medien das Thema Lebensschutz behandelt wird. Entweder es wird totgeschwiegen, oder die Befürworter werden in eine

bestimmte Ecke gestellt und diskreditiert. Doch gerade deshalb wäre es wünschenswert, wenn in den kommenden Jahren die Zahl der Christen, die am „Marsch für das Leben“ teilnehmen, weiter ansteigt. ■

Jesus und … – nichts!

CVJM-Leitungs- und Vorständekongress

Etwa 200 Verantwortliche aus den bayerischen CVJM-Gruppen kamen Mitte November auf der Burg Wernfels zum 3. bayerischen CVJM-Leitungs- und Vorständekongress zusammen. Als einer der Hauptreferenten betonte Hartmut Hühnerbein vom Christlichen Jugenddorfwerk Deutschlands (CJD), dass es für Menschen in Leitungsaufgaben wichtig sei, Grundsätze zu kennen, um wirksam führen zu können. Sechs Grundsätze seien besonders bedeutsam:

- Ergebnisorientierung
- Bewusstsein für den Beitrag zum Ganzen
- Konzentration auf Weniges anstatt auf die Masse
- Nutzung der Stärken des Einzelnen
- ein Klima des Vertrauens
- Entwickeln der Talente, die Gott in den einzelnen Menschen hineingelegt hat.

Als Problem sieht Matthias Büchle, der Generalsekretär des CVJM-Landesverbandes Baden, dass Leiter sich häufig eher auf die Mängel ihrer Mitarbeiter fokussierten, anstatt auf ihre Gaben und Talente zu schauen. Zentral aber sei der Blick auf Jesus. Nur im Blick auf ihn könnten Leiter Leidenschaft und Begeisterung ausstrahlen und damit andere motivieren.

Um Führungsprinzipien in Politik, Wirtschaft und Sport ging es bei einer Podiumsdiskussion, in der u.a. Christian Schmidt (CSU), der parlamentarische Staatssekretär im Verteidigungsministerium, Führungsgrundsätze der Bundeswehr vorstellte. Auch in der Wirtschaft lasse sich nach christlichen Prinzipien handeln, sagte Helmut Mohr aus dem oberfränkischen Selbitz. Der Schuhfabrikant (Familienbetrieb in dritter Generation) beginnt die Arbeitswoche mit

Hartmut Hühnerbein

einer Andacht, an der auch einige Mitarbeiter teilnehmen. Auf viel Zustimmung stieß die Kritik der katholischen Unternehmerin Christiane Underberg an der aktuellen Familienpolitik: Kinder sollten in den ersten Lebensjahren nicht in Krippen erzogen werden, sondern in den Familien selbst.

Von sehr persönlichen Glaubenserfahrungen berichtete der Fußballtrainer Colin Bell, der bekannte, erst seit etwa acht Jahren Christ zu sein: Wer auf Gott vertraue, bekomme von ihm immer wieder klare Zeichen, wohin es gehe, so Bell. Er wundere sich, wie viel Unwichtiges oft von Kanzeln oder auch in kirchlichen Radioandachten verbreitet werde. Die Botschaft müsse vielmehr lauten: Jesus und … – nichts!

Moderator Hans-Joachim Vieweger, fasste das Gespräch so zusammen: „Mir war vor allem wichtig, dass die Teilnehmer von ihren eigenen Begegnungen mit Gott erzählt haben und dass dabei deutlich geworden ist: Wir haben einen großen Gott, wir können mit diesem Gott reden und das Tolle ist, auch er redet zu uns – ganz unterschiedlich, so wie auch wir unterschiedlich sind.“ Die Botschaft des Abends sei, dass auch dort, wo man es nicht erwarte, christliche Führungsgrundsätze zu finden seien, zum Beispiel bei der Bundeswehr oder in großen Wirtschaftsunternehmen.

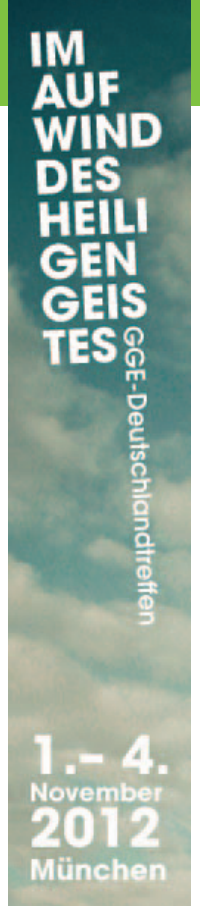
Integriert in den Leitungs- und Vorständekongress war die alljährliche Delegiertenversammlung des CVJM, auf der auch die Frage nach einem neuen Generalsekretär zur Sprache kam. „Die aktive Suche nach einer geeigneten Person läuft zurzeit. Sobald das zuständige Gremium, der Hauptausschuss, eine Berufung ausgesprochen hat, wird die Presse informiert.“, sagte dazu der bayerische CVJM-Vorsitzende Werner Kurz. ■

GGE – Deutschlandtreffen in München

Von Hans-Joachim Vieweger

Eigentlich kann sich die charismatische Bewegung freuen: Viele ihrer Anliegen sind inzwischen in der Mitte der Kirche angekommen. Nicht nur „GGE-Gemeinden“ bieten Lobpreisgottesdienste an, Angebote von Segnung und Salbung für Kranke gibt es inzwischen vielerorts. So stand die Deutschlandtagung der Geistlichen Gemeindeerneuerung (GGE) in München – so empfand ich es zumindest – unter dem heimlichen Motto: Gott, was willst Du jetzt von uns? Welchen Auftrag hast Du heute für uns als charismatische Bewegung innerhalb der Landeskirche?

Antworten auf diese Fragen kann man sich natürlich nur schenken lassen. Einige Impulse der Tagung erscheinen mir aber bemerkenswert. So fragte der GGE-Vorsitzende Henning Dobers nach Visionen für Kirchengemeinden und zitierte dabei ein Wort des amerikanischen Pastors Erwin McManus: „Vision verhindert, dass das Volk Gottes in den stehenden Gewässern der Religion versumpft.“ Soll heißen: In der Gemeinde Jesu braucht es eine heilsame Unruhe, damit Kirche sich nicht zu einem besseren Verein entwickelt – einem Verein, in dem die lebensumwälzende Tatsache, dass Gott Mensch wird und eine Beziehung zu jedem Einzelnen von uns sucht, in den Hintergrund gedrängt wird. Damit verbunden ist eine starke Gemeindeorientierung, die die GGE nach Einschätzung von Dobers braucht.



Oder ich denke an die Worte des Berliner Pfarrers Swen Schönheit, der provokativ fragte, wie Gottesdienste erlebt werden: Reicht es, wenn wir Gottesdienste als „schön“ und „ansprechend“ empfinden? Oder müssten wir nicht fragen: Gott, hast Du Dich bei uns wohlgefühlt, bist Du mit den Themen, die Dir wichtig, sind durchgedrungen?

Nun stellt sich die Frage, ob es denn auch Antworten auf die vielen gestellten Fragen gab. Ich habe eine Antwort von einem geistlichen Bild mitgenommen, das ein Teilnehmer während einer Gebetszeit innerlich empfand: Da war von einem Feuerwerk in der Kirche die Rede, aber auch davon, dass noch zahlreiche Feuerwerksraketen auf ihren Einsatz warteten.

Nun – genauso habe ich das erlebt: Während der GGE-Tagung ist in der Münchner Paul-Gerhardt-Kirche (der ich angehöre) ein geistliches Feuerwerk entzündet worden, mit vielen intensiven Glaubenserfahrungen. Doch das eigentliche Feuerwerk wartet noch auf uns – denn Raketen sollte man bekanntlich nur außerhalb von Gebäuden zünden. Es geht also darum, sich nicht allein an schönen Gottesdiensten und intensiven Lobpreiszeiten in der Kirche zu freuen, sondern mit dem Evangelium nach draußen zu gehen und dort ein Feuer zu entzünden. ■

PGB und ABC – Interview mit Pfarrer Michael Bausenwein

Der PGB ist eine der Mitgliedsgemeinschaften des ABC. Was ist eigentlich der PGB?

Bausenwein: Der Pfarrer- und Pfarrerinnengebetsbund (PGB) ist ein Zusammenschluss von Pfarrerinnen und Pfarrern, denen das gemeinsame geistliche Leben ein zentrales Anliegen ist. Das Leben mit Jesus Christus, das Hören auf Gottes Wort, solide theologische Arbeit, Gebet und Fürbitte, Seelsorge, Zeugnis und Tat – diese Elemente prägen die Grundausrichtung des PGB, der seine geschichtlichen Wurzeln in Pietismus und Erweckungsbewegung hat und 1913 gegründet wurde.
Zur PGB-Praxis gehören u.a. Treffen in regionalen Kleingruppen, eine jährliche Familientagung im Herbst und ein Begegnungstag im Mai. Für Ruheständler wird eine eigene Tagung angeboten. Zweijährlich erscheint der Rundbrief des bayerischen PGB. Die weithin bekannten „Theologischen Beiträge“ werden vom gesamtdeutschen PGB herausgegeben; auf dieser Ebene werden auch die jährliche Haupttagung oder Intensivseminare für Studenten durchgeführt.

Die Treffen sind offen für jeden, der gerne am gemeinsamen geistlichen Leben, aber auch am theologischen Arbeiten teilhaben will. Gerade die Familientagung bietet eine gute Möglichkeit, mit verschiedenen Generationen Gemeinschaft und Austausch zu erleben und auch die Jüngsten einzubeziehen. So gab es bei der jüngsten Tagung nicht nur tiefgehende Referate von Professor Dr. Manfred Seitz, sondern auch eine Gebetswanderung, einen bunten Familienabend und Zeiten zum Singen und Musizieren. Zusammenfassend könnte man sagen: Das Besondere am PGB ist, dass er Menschen, die hauptamtlich in der Aufgabe von Verkündigung, Gemeindeleitung und anderen Diensten stehen, die Möglichkeit gibt, sich gemeinsam auf die Basis des Glaubens zu besinnen und miteinander in der Nachfolge auf dem Weg zu sein.

Was erwartet der PGB vom ABC?

Bausenwein: Im ABC begegnen sich unterschiedliche Gruppierungen, Verbände, Gemeinden usw. Für Pfarrer ist es wertvoll, diese Vielfalt innerhalb unserer Kirche zu erleben und gleichzeitig Einheit im Glauben zu erfahren. Im Blick auf den Weg unserer Kirche ist der Austausch untereinander verheißungsvoll und stärkend. Zugleich ist es ermutigend, durch gemeinsames Bedenken, Beraten, und Beschließen das Gespräch in der Kirche und mit den Instanzen der Kirche zu suchen, aber auch durch Aktionen wie den Christustag und Publikationen wie die ABC-Nachrichten für die Gemeinde vor Ort und überregional zu wirken.

Ich erwarte, dass der ABC – biblisch-reformatorisch orientiert und theologisch kompetent – den Weg unserer Kirche begleitet und sich konstruktiv, kritisch und fürbittend einbringt. Ich hoffe, dass es dem ABC geschenkt bleibt, im Hören auf das biblische Wort auch für die Zukunft das richtige und richtungsweisende Wort zu finden. ■

***Pfarrer Michael Bausenwein**,*
Mainstockheim,
vertritt den PGB im ABC-Rat.

PFARRERINNEN- UND PFARRER-GEBETSBUND PGB

Termine

12. Januar 2013 Seminartag
Nordkorea und Japan in Puschendorf.
Näheres unter:
www.diakonie-puschendorf.org

26. Januar 2013 Impulstag
der Geistlichen Gemeindeerneuerung (GGE Südbayern) *in München.*
Näheres unter: www.gge-suedbayern.de

28.1. – 8. Februar 2013
Kurzbibelschule mit dem Schwerpunkt „Wer ist Christus?“.
Veranstalter: Diakonie-Gemeinschaft Puschendorf, LKG, cjb. Näheres unter: www.diakonie-puschendorf.org

9. – 13. Februar 2013 Jugendtagung
der GGE unter dem Thema „Im Schatten deiner Flügel singe ich dein Lob, o Herr“ *in Hohenwart (Oase Steinerskirchen).*
Näheres unter: www.jugendtagung.de

22. – 24. Februar 2013
„Tausend Jahre und ein Tag. Einführung in die Bibel (AT)“
mit Prof. Dr. Thomas Kothmann, Pfr. Hans-Hermann Münch und Pfr. Jürgen Singer in Neuendettelsau. Näheres unter: www.gesellschaft-fuer-mission.de

2. März 2013 Studientag
zum Thema Christentum – Islam
u.a. mit Pfr. Dr. Wolfhart Schlichting in Nürnberg.
Näheres unter www.abc-bayern.de bzw. www.gesellschaft-fuer-mission.de

17. März 2013
CVJM-Frauentag *zum Thema „Leben ist mehr. Von der Sehnsucht nach dem Glück“ auf Burg Wernfels.*
Näheres unter: www.cvjm-bayern.de

30.3. – 1. April Osterkonferenz
auf der Hensoltshöhe *(Gunzenhausen) unter dem Motto „Mal angenommen …“.*
Näheres unter: www.oko.ec-bayern.de

1. - 6. April 2013
Pfarrer Martin Kühn *bietet eine* **Busfahrt zum Gemeindeferienfestival „Spring“** *in Willingen an* **– Thema: „Gemein.de sein“.**
Näheres unter: www.cvjm-bayern.de

12. – 14. April 2013
Bibel-Intensiv-Tage
mit Pfr. Dr. Wolfhart Schlichting und Pfr. Dr. Dietrich Blaufuß in Neuendettelsau.
Näheres unter:
www.gesellschaft-fuer-mission.de

20. April Studientag
„Wirtschaft ohne Ethik. Im Spannungsfeld von Euro- und Schuldenkrise“
mit Pfr. Dr. Roland Pelikan, Prof. Dr. Harald Seubert und Prof. Dr. Gerald Mann in Neuendettelsau.
Näheres unter www.ksbb-bayern.de

ABC-Freundeskreis

Im ABC, dem Arbeitskreis Bekennender Christen in Bayern, haben sich Vertreter verschiedener Verbände, Werke und Gemeinschaften innerhalb der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern zusammengeschlossen – mit dabei sind unter anderem die Diakonissenmutterhäuser Hensoltshöhe und Puschendorf, die Gruppe Luther (Bayreuth) sowie der Arbeitskreis evangelischer Pfarrer und Vikare (AKEV).

Seit einiger Zeit bietet der ABC darüber hinaus interessierten Pfarrern und Gemeindemitgliedern die Möglichkeit, die Arbeit über einen Freundeskreis zu unterstützen. Wenn Sie Interesse daran haben und die Arbeit des ABC auf diese Weise unterstützen wollen, schicken Sie uns doch bitte nebenstehendes Formular zurück – eine finanzielle Unterstützung ist keine Voraussetzung, aber sehr hilfreich (auch zur Finanzierung dieser ABC-Nachrichten).

Bitte senden Sie uns dieses Formular auch bei Adressänderungen zurück. Oder auch dann, wenn Sie kein Interesse mehr an der Zusendung der ABC-Nachrichten haben.
Sie können uns auch über Internet erreichen:
info@abc-bayern.de

Herzlichen Dank für Ihre Unterstützung

Hans-Joachim Vieweger
2. Vorsitzender und Sprecher des ABC

Ich möchte den ABC unterstützen und trete dem ABC-Freundeskreis bei:

Name _____

Vorname _____

Adresse _____

_____

Telefon _____

Email-Adresse _____
(wichtig, um aktuelle Informationen kostengünstig versenden zu können)

Ich bin bereit, den ABC ☐ *monatlich* ☐ *jährlich*

mit EUR _____ *zu fördern. (fakultativ)*

Meine/unsere Adresse hat sich geändert:

Name _____

Adresse _____

_____

☐ *Ich habe kein Interesse mehr an der Zusendung der ABC-Nachrichten*

Ort, Datum _____ *2013*

_____
Unterschrift

Loslassen – um Größeres zu empfangen

Loslassen, um Größeres zu empfangen –
das ist das Geheimnis des Reiches Gottes,
das Geheimnis echten Christseins.

Das Größere empfange ich nicht, wenn ich nicht zuvor loslasse.
Der Nachfolge Jesu geht immer auch ein Loslassen voraus.

Wir Christen können leicht an Dingen festhalten
und uns an Sachen festbeißen,
die uns wichtiger werden als Jesus selbst.

Jesus nennt einiges, was auch das Herz eines Christen besetzen kann:
„Haus oder Frau oder Brüder oder Eltern oder Kinder“.

Und darüber kann es passieren,
dass ich nicht mehr frei bin für Gott und seine Wege,
nicht mehr frei bin, seinen Willen zu erkennen und zu tun.

Es gibt eine Verbürgerlichung der Nachfolge Christi,
die das Eigene ernster nimmt als den konkreten Willen Gottes.

Aus: „Größeres sehen“
von Karl-Heinz Michel,
Präsenz-Verlag
www.praesenz-verlag.de

Impressum

Herausgeber
ABC - Arbeitskreis Bekennender Christen
in Bayern ***www.abc-bayern.de***

Verantwortlich Till Roth (1. Vorsitzender)
Rosenstraße 2, 96257 Redwitz a.d. Rodach,
Telefon 09574-4315

Redaktion Hans-Joachim Vieweger (2. Vors.)
Kleinhaderner Straße 30b, 80689 München
Telefon 089-7000 9188

Bankverbindung Sparkasse Neuendettelsau
Konto 760 704 080 *BLZ 765 500 00*
Kennwort: ABC

Der ABC erhält keine kirchlichen Mittel für seine Arbeit. Er finanziert sich ausschließlich über Spenden und Beiträge seiner Mitgliedsgemeinschaften. Wir freuen uns über Ihre Unterstützung. Spenden an den ABC sind von der Steuer absetzbar. Sie erhalten dafür eine Spendenbescheinigung.